



UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN

Vergißeinnicht 1929

2 (1929)



Nummer 2

Februar 1929

47. Jahrgang

Vergißmeinnicht

Illustrierte Zeitschrift der Mariannhiller Mission

Mit Oberhirtlicher Druckerlaubnis und Genehmigung der Ordensobern

Für die Abonnenten des „Vergißmeinnicht“ als Wohltäter unserer Mission werden täglich im Missionshaus St. Joseph, Reimlingen resp. im Missionshaus St. Paul, Walbeck, zwei, oft drei heilige Messen gelesen.

Gesegnet von Sr. Heiligkeit Papst Pius XI.

Bezugspreise:

Deutschland	M 2.—	Italien	Lire 10.—
Einzelbezug	M 2.40	Österreich	Schilling 3.30
Schweiz	Fr. 3.—	Einzelbezug	4.—
Elsaß	Fr. 15.—	Jugoslawien	Dinar 35.—
Belgien	Belga 4.—	Ungarn	Pengo 2.80
Tschechoslowakei	Re. 20.—	Rumänien	Lei 93.—

Alle Anfragen, Bestellungen, Zahlungen sind zu richten für Süddeutschland, Tschechoslowakei, Elsaß-Lothringen, Italien:

Vertretung der Mariannhiller Mission in Würzburg, Pleicher-Ring 3
Postcheckkonto Nürnberg 194

für Rheinland, Westfalen und Luxemburg:

Vertretung der Mariannhiller Mission in Köln, Brandenburgerstr. 8
Postcheckkonto Köln 1 652

für Schlesien und Norddeutschland:

Vertretung der Mariannhiller Mission in Breslau IX, Sternstr. 52
Postcheckamt Breslau 15 625

für Österreich, Ungarn, Tirol, Vorarlberg, Jugoslawien und Rumänien:

Vertretung der Mariannhiller Mission in Linz a. D., Steingasse 23 a
Postsparkasse Wien 24 847, Budapest 19 814

für Schweiz und Liechtenstein:

Vertretung der Mariannhiller Mission in Altdorf (St. Uri)
Postcheckkonto Luzern VII 187

Spätberufe



Im Heidenlande als Missionar mitzuwirken am göttlichen Werke der Seelenrettung ist der Wunsch gar manchen braven Jünglings. Demselben ist im Missionsseminar St. Joseph in Reimlingen Gelegenheit gegeben, sich zum Missionspriester auszubilden. Aufgenommen werden talentierte Jünglinge bis zu zwanzig Jahren. Schulbeginn an Ostern.

Anfragen um Aufnahme richte man an: Hochw. P. Direktor
Missionsseminar St. Joseph, Reimlingen, Bayern

Zur Aufklärung

Verschiedene Beförderinnen schreiben, daß sie das „Vergißmeinnicht“ nicht mehr verteilen können, mit dem Hinweis: „Unser Herr Pfarrer hat im Auftrag des Hl. Vaters das St. Ludwigs-Missionsblatt von der Kanzel aus empfohlen und alle nehmen dasselbe und bestellen das „Vergißmeinnicht“ ab.“

Daß die guten Leute das St. Ludwigs- oder Kaverius-Missionsblatt abonnieren ist sehr lobenswert, aber die Abbestellung des „Vergißmeinnicht“ ist zu tadeln. — Am 27. März 1928 schrieb Se. Eminenz W. M. Kardinal van Rossum, Präsekt der Propaganda in Rom, an den Generalsuperior der Chinesischen Missionsgenossenschaft in St. Columbans in Nebraska, in Nordamerika, betreffs der Missionshilfe u. a. dies:

„Wir haben vor allem Missionare nötig. Da Ihre Zeitschrift durch den hohen idealen Geist und den übernatürlichen Einfluß, der von jeder Seite ausströmt, in so hohem Grade beiträgt zur Weckung und Erhaltung von Berufungen für das Missionsleben, so wünsche ich von Herzen, daß Ihre Zeitschrift und Ihr Werk vom amerikanischen Volke unterstützt werden und daß alle Abonnenten teilnehmen an den Verdiensten Ihres Apostolates und so mitwirken in der Ausbreitung des Reiches Jesu Christi unter den armen Heiden.

Diese Mithilfe muß sich vor allem auswirken im täglichen und vertrauensvollen Gebete der Gläubigen, denn solche Gebete sind ein überaus wichtiges Hilfsmittel in diesem ganz übernatürlichen Werke. Aber neben den Gebeten benötigen Sie auch die Almosen der Gläubigen für die Erhaltung und Ausbreitung Ihrer Genossenschaft. Aus diesem Grunde sollen auch die Bemühungen besonderer Missionsvereine nicht gehindert werden obwohl die allgemeinen Organisationen der Missionshilfe die erste Stelle einnehmen müssen. Die allgemeinen Missionsvereine erbitten ja nur ein klein wenig von den einzelnen, sodaß nicht nur noch reiche Möglichkeiten übrig bleiben, sondern sogar die Pflicht besteht, diese besonderen Missionsvereine zu unterstützen. Das ist die wahre Anschauung des heiligen Stuhles.“

Die besonderen Missionsvereine, (also auch unser „Großes Liebeswerk vom hl. Paulus zur Heranbildung von Missionspriestern) sind die Grundlagen für eine gedeihliche Entwicklung der einzelnen Missionsgesellschaften. Darum hat niemand das Recht, unser „Liebeswerk“ und unsere Zeitschriften zu verdrängen oder zu verbieten, das wäre gegen den Willen des Hl. Vaters. Das wäre so ähnlich gehandelt, wie jene Hausmutter tat, die einem Bettler, der bisher das Almosen an der Haustüre empfing, die Türe zumachte, mit dem Hinweis: „Wir geben jetzt das Almosen deinem Bruder.“ — Wie viele Eltern gibt es, die ihr Fleisch und Blut, ihre Kinder dem Heiland geschenkt haben, und viele Mühsale ertragen um der ewigen Seligkeit willen, und da wollen viele kaum ein Scherflein geben zu dem großen Werke der Heidenmission.

Förderer und Förderinnen, verzaget nicht! Mit neuer Freude und Begeisterung ans Werk; dem Heiland zur Ehre, den Heiden zum Heile, uns allen zur ewigen Himmelsfreude.

Briefkasten

„Liebeswerk vom hl. Paulus.“ Sie finden ihre Anfrage im vorstehenden Artikel gelöst. Kein noch so großer allgemeiner Missionsverein wird je im Stande sein, die große Mildtätigkeit des Volkes zu ersetzen und hinfällig zu machen. Die einzelnen Missionsanstalten bedürfen für ihre naturgemäße Entwicklung großer Geldmittel, welche sie zum Hauptteil nur durch die „Spe-

zial-Missionsvereine“, wir also durch unsere Zeitschrift und das große Liebeswerk vom hl. Paulus erlangen können.

„Isolde.“ Aber diesen Namen ist dem Briefkastenonkel nichts näheres bekannt und konnte er auch nirgends etwas darüber erfahren.

Wir warnen unsere lieben Freunde und Helfer, doch kein Geld in Brie-

fen zu senden; oder Briefe als „Einschreiben“ zu schicken. Es kommt immer wieder vor bei schlechtverschlossenen Briefen, daß sie bestohlen werden; oder daß sie nach Einsicht, wenn Geld darin war, überhaupt verschwinden. Am besten ist

Postschek oder Postanweisung. Der Briefbote oder die Post gibt gerne Aufschluß, wie das gemacht wird. Also noch einmal seid vorsichtig und nicht allzu vertrauensselig.

Aus Welt und Kirche

Zur Rettung des Kölner Domes werden Dombau-Gedenkmünzen herausgegeben. Da der rasche Verfall großer Teile des Domes nur durch schnelle Wiederherstellungsarbeiten gehemmt werden kann, die jedoch sehr erhebliche Mittel erfordern, muß der Verkauf dieser Dombau-Gedenkmünzen mit tunlichster Beschleunigung durchgeführt werden. Es ergeht daher, besonders an die hochwürdige Geistlichkeit und die katholischen Organisationen und Vereine, die ebenso dringende wie herzliche Bitte, den ehrenamtlichen Helfern, bei dem Verkauf dieser Dombau-Gedenkmünzen, jede nur mögliche Unterstützung zuteil werden zu lassen. Die Kölner Dombau-Gedenkmünze, hervorgegangen aus der Preussischen Staatsmünze, ist ein wahres Meisterstück plastischer Kleinkunst. Der Preis ist sehr niedrig, damit dadurch der Kölner Dombau wieder vollständig gemacht werden kann. In Fünfmarsstückgröße geprägt, kostet die Dombau-Gedenkmünze in Goldbronze RM. 3.75 (Geschenkpäckung) in echt Silber (900 fein) RM. 6.— und in echt Gold (900 fein) RM. 12.— Porto extra. Bestellungen wolle man richten an: Zentralwerbestelle der Kölner Dombau-Gedenkmünze, Berlin-Schöneberg, Martin Lutherstraße 26; für Westdeutschland jedoch an: Werbestelle Westdeutschland für die Kölner Dombau-Gedenkmünze in Köln, Dombauhütte, Frankgasse.

Nuntius Pacelli über das wahre christliche Heldentum. In einer Rede bei der 700-Jahrfeier des Dominikanerinnenklosters St. Magdalena in Speyer am Rhein sagte Nuntius Pacelli, unsere Zeit franke an einer Überschätzung des Äußerlichen und an einer Unterschätzung der inneren Werte. „Die verwöhnten Lieblinge der öffentlichen Meinung, die Helden der Massen, sind vielfach nicht mehr diejenigen, die sich in uneigennützigem und hingebender Arbeit im Dienste der Wahrheit, des Rechtes im Dienste des Schönen und sittlich Guten verzeihen. Eine Verwirrung aller Werturteile greift um sich, in welcher der Schein zum Gößen des Tages wird und immer

weitere Kreise in den Bann trügerischen Kultes lockt.“ Daher ist es besonders bedeutungsvoll, wenn die katholische Welt stilles, vor der Welt verborgenes, aber wahres Heldentum, das Heldentum der Nachfolge Christi feiert, wie es die Ordensfrauen des St. Magdalenenklosters mit selbstlosen Opfern und starkmütiger Geduld in jahrhundertlangem Wirken gezeigt haben. Die wahrhaft heldenmütige dienende Liebe der klösterlichen Gottesstreiter zieht sich zurück von dieser Welt. „Aber an dem Altar, an dem sie sich Gott und seinem Dienste weihen, in der verinnerlichten Stille der klösterlichen Einsamkeit wächst mit ihr auch die heilige übernatürliche Liebe zu den Brüdern und Schwestern, die draußen im harten Lebenskampfe stehen, der apostolische Drang nach Hilfe und Rettung für die ringenden Seelen.“ Der stille Heroismus derer, die wissen, daß der Weg zur Umgestaltung der Welt über die Umgestaltung unser selbst nach dem Vorbilde Christi führt, kann durch keine noch so glänzende äußere Organisation ersetzt werden. Nur das wahre christliche Heldentum vermag die katholische Aktion, den Kreuzzug unserer Tage, dessen Ziel nicht minder heldisch und heilig ist als das der Kreuzzüge des Mittelalters, zu tragen, vermag alle Gebiete des privaten und öffentlichen Lebens dem höchsten Ziel alles geschöpflichen Daseins unterzuordnen.

Die äußerst bedrohte Lage des Katholizismus in Mittelamerika beschreibt in dem nordamerikanischen kath. Wochenblatt „Der Wanderer“ ein erfahrener und sachkundiger Missionschriftsteller.

Nach Schilderung der umfassenden protestantischen Propaganda in Mittelamerika, welche bekanntlich mit einigen sehr großen, die wirtschaftliche Expansion der Vereinigten Staaten betreibenden Firmen Hand in Hand geht, kommt er zu folgendem Schluß: „Wenn die Katholiken schlafen und sich der einsichtsvollen Klerus nicht zu lebhafter Tätigkeit entschließt, wird der Katholizismus Mittelamerikas sein Leben aushauchen; denn es gibt keine so starken Lungen, die ver-

Bergsmeinnicht

Illustrierte Zeitschrift der
Mariannhiller Mission

Nummer 2

Februar 1929

47. Jahrgang

Mariä Tempelgang

Von Elise Budnowski

Frühe schien der Mond mir in die Zelle,
als ich auf den Knien betend wachte
und des weiten Opferweges dachte,
der uns führet zu des Tempels Schwelle.

Mit der Frauen Scharen will ich gehen,
daß des Höchsten Gnade mich betae
und voll Milde auf das Opfer schaue,
wenn wir bei den Allerärmsten stehen.

Wht noch keiner, wer du bist, mein Kind,
Wht noch keiner deines Weges Ziele.
Noch umhüllt dich schützend mein Gewand.

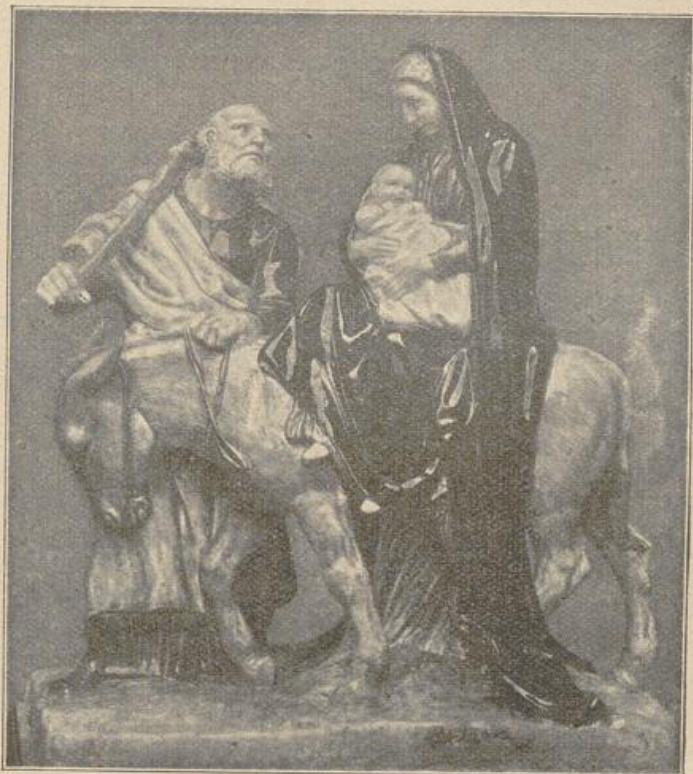
Einmal aber hebst du deine Hand —
und ich sehe der Bedrängten viele,
die durch dich zum Licht geboren sind.



Mariä Lichtmeß

Schon gegen Ende des 4. Jahrhunderts wurde Mariä Lichtmeß und die Darstellung Jesu im Tempel gefeiert und als Fest des göttlichen Heilandes und seiner gebenedeiten Mutter begangen. Die Orientalen feiern es als Fest des Herrn, während die Abendländer es als Muttergottesfest begehen. Die Liturgie dieses Festtages aber befaßt sich mit der Darstellung Jesu im Tempel. Die Griechen nennen es mit Rücksicht auf den greisen Simon und die Prophetin Anna, die im Tempel anwesend waren, das Fest der Begegnung des Herrn. In der römischen Kirche fand das Fest gegen Ende des 6. Jahrhunderts unter Justinian Eingang. Im 7. Jahrhundert kam es nach Spanien und im 8. Jahrhundert wurde es in Frankreich und Deutschland eingeführt.

Heute kommt die Mutter Gottes das erstemal mit ihrem Kindelein in den Tempel — von Bethlehem nach der Sionsstadt wo düster sich erhebt der Ölberg und der Kalvarienberg. Nun kehrt der Herr, der langersehnte, als Kind ein in das Haus seines Vaters. Millionen und Millionen haben sich seit Menschengedenken mit sehnender Seele nach ihm gesehnt, ihn gesucht. Was das Kindelein im Herzen denkt drückt Maria durch ihren Opfergang aus: „Nimm hin o Vater, das Liebste, zur Erlösung der Welt.“ Seid auch ihr liebe Eltern bereit das Liebste hinzugeben, daß es sich Gott weihe zur Erlösung armer Heidenseelen; wenn das liebste Kind von der Berufsgnade angeregt, euch bittet gehen zu dürfen zum Tempel als dienende Magd oder opfernder Priester? Hindert nicht liebe Menschen, wenn sie dem Königsstern folgen wollen. Geleitet jene jugendlichen Heldenseelen bis zum Altar, wenn sie beten und jubeln möchten: Ich will hintreten zum Altare Gottes, zu Gott der meine Jugend erfreut! Erflehet euch vom Sohne die Gnade, wie eine hl. Prophetin Anna und ein greiser Simon, den Tag der Freude zu erleben, an dem euer Sohn, eure Tochter sich für immer dem Dienste Gottes weiht. Im armen Kinde, das Maria dem freudensbebenden Simon in die Arme legt, erkennt er den Heiland. Nun fürchtet er den Tod nicht mehr, nun kann er in Frieden scheiden, er weiß, der kleine Knabe auf seinen Armen ist „Das Licht zur Erleuchtung der Heiden und zur Verherrlichung des Volkes Israel“ (Luk. 2. 32). Wohl wird durchbohren ein siebenfaches Schwert des Schmerzes die Seele der Mutter; aber sie fürchtet es nicht. Vergiß darum liebe Mutter auch deinen Schmerz, wenn ein Kind sich Gott weihen möchte,



Flucht nach Aegypten

Zauchen soll die stumme Wüste,
Fromm die stolzen Arme breiten,
Schaut sie fern den Völkerhirten
Ihr in Lust entgegenreiten.

Alle Düste soll sie streuen
Lilien ihm entgegentragen
Und im bunten Königsreigen
Ihm der Stürme Zimbel schlagen.

Und die Lande leihn der Wüste
Froh den Glanz zum Festtagskleide.
Libanon des Mantels Würde,
Daran all ihr Brautgeschmeide.

Zauchen soll die stumme Wüste,
Daß der Berge Harfen tosen:
Sieh, zwei blaue Kindesaugen
Lächeln auf die Wüstenrosen.

auch du wirst einst dafür gekrönt. Traget mit dazu bei, alle ihr christgläubigen Opferseelen, die ihr die große Missionsforderung der hl. Kirche kennt, daß auch zu ungezählten Heidenseelen das „Licht zur Erleuchtung“ durchdringe zur Verherrlichung auch eurer selbst des wahren Volkes Israel dereinst.

Nur keine Abrüstung

Vom P. Schriftleiter

Aroh aller Friedensschalmeien und Friedenskonferenzen bringen die Großmächte und ihre Nachläufer keinen Frieden zuwege und keine Abrüstung. Und wenn ihnen die Friedens- und Abrüstungsfreunde noch so freundlich den abgenagten Knochen der Wehrlosigkeit hinhalten, sie fletschen immer noch mit den Zähnen und knurren. Ob's Kindeskind noch erleben, daß so etwas wie Weltfriede und allgemeine Abrüstung einmal kommt? — hoffen wir es. Aber in einer Sache gibt es keine Abrüstung und darf es keine Abrüstung geben — im Kampf gegen Satan und sein Reich, gegen Heidentum und Unglauben. Hier gibt es nicht nur keine Abrüstung, sondern dauernden Kriegszustand und Mobilisation. Die dauernde Kerntruppe in der katholischen Missionsarmee bildet der katholische Missionspriester. Das kath. Priestertum ist die Seele, die Kraft, die Bürgschaft für den Erfolg des katholischen Missionswerkes und daher ist nur der katholische Missionspriester im vollsten Sinne des Wortes Missionar. Nur als Priester der katholischen Kirche aber kann der Missionar der Heidenwelt das Heil bringen eine Wahrheit ohne Fehle, eine Gnade ohne Minderung, eine Leitung ohne Irren. Der oberste Kriegsherr im Kampfe gegen Heidentum und Unkultur ist Christus der König. Das große Hauptquartier befindet sich in Rom. Die einzelnen Truppenverbände sind die missionierenden Orden, die Truppenführer sind deren Obern, die Kerntruppe sind die Priester, die Truppen ihre Missionshelfer in allen Graden und Variationen. Die Ausbildung der Kerntruppe findet in den Missionsseminarien und Studienseminarien, Noviziaten und Scholastikaten statt. Die Rekrutierung geschieht durch Freiwillige.

Die Ausbildung muß eine vollständige, allumfassende sein; denn der Feind ist furchtbar durch seine Masse und seine Organisationen und er muß in seinem Lande angegriffen werden. Seine Festungen einer festgewurzelten Kultur genommen werden. Die Ausbildung der Elite, der Missionspriester muß religiös und wissenschaftlich tief durchkultiviert sein. Er muß der Heidenwelt die volle Wahrheit und das ganze Evangelium bringen ohne Abstrich und ohne Deuteln, den vollen christlichen Glauben mit allen von Christus eingesetzten und angeordneten Heilmitteln. Gegenwärtig stehen in allen Fronten 12 712 Missionspriester. Diese kleine Schar steht im Kampfe inmitten einer Welt von rund 1 022 Millionen Heiden. Auf 12 katholische Missionare kommen 1 Million Heiden; auf einen katholischen Missionar rund 83 000 Heiden; dazu kommt die Obsorge für die Neuchristen: ein Missionar hat die Sorge für 84 000 Seelen.

Wahrhaft, ein gigantischer Kampf. Nur unter einem göttlichen Führer wie Jesus Christus selbst, kann da auf Erfolg Aussicht sein.

Überschauen wir die Schlachtfelder selber. In Asien stehen 8155; in Afrika 2769; in Nord- und Südamerika 1321 und in Ozeanien 467 Missionspriester. (Die statist. Angaben sind dem vorzüglichen Werke P. R. Streit „die katholische Weltmission in Zahlen und Zeichen“ entnommen, das jedem Geistlichen und Laien wärmstens empfohlen sei). Es stehen in Asien gegen einen Missionspriester mit 905 Katholiken: 107 000 Heiden, in Afrika gegen einen Missionspriester mit 962 Katholiken: 46 000 Heiden, in Nord- und Südamerika gegen einen Missionspriester mit 2 007 Katholiken: 18 000 Heiden, in Ozeanien gegen einen Missionspriester mit 554 Katholiken: 3 645 Heiden. Betrachtet man die Unsumme von Leistungen körperlicher und geistiger Art, die lokalen und sozialen Verhältnisse, Jugendpflege, Seelsorge, caritativen Werke, Betreuung der Neuchristen, der Familien, so steigt die Arbeit, die ein Missionar täglich zu tragen hat ins Ungemessene. Ist es ein Wunder, wenn da immer wieder die Missionsorden ihre Werbetrommel rühren, daß jeder Zuzug von Freiwilligen sie stärkt, daß für diese Kämpfer die Heimatfront mit rüsten muß. Und da gibt es noch seltsamer Weise Meinungen, die vom Anwachsen der Missionshäuser reden und schreiben lassen.

Mehr Missionare! Das ist die drückendste Sorge der katholischen Weltmission.

Mehr Missionare! Das ist die große Forderung unserer Missionszeit. Hilf Missionare senden! Wo kein Priester, da keine Mission!

Kennt denn unser katholisches Volk wirklich die Lage und die Forderung der Mission? Ist es noch zu haben für solche Ziele? Kennt die heranwachsende Jugend diese traurige Sachlage? Findet sie darüber genügend Aufklärung, auch bei der Berufswahl? Hält man es überhaupt für nötig auch von Laien-Seite darauf hinzuweisen, und wenn es geschieht, merkt man Erfolg? Das sind Fragen auf deren Beantwortung man mit einiger Besorgnis wartet. Diesen Othern öffnen sich die Pforten unserer Missionsseminarien für Knaben und Jünglinge, welche Priester werden wollen bei den Mariannhiller Missionaren. Anfangs Mai steht das Noviziat offen allen Abiturienten humanistischer Gymnasien, welche nach einjährigem Probejahr dann die Alma Julia Maximiliana, die Würzburger Universität besuchen zur Weiterbildung und zum Ausbau ihres Berufes. Hier bewohnen sie das neue Missionspriesterseminar der Gesellschaft. Hier schmieden sie die Waffen und werden zur Wehrhaftigkeit geübt im Kampfe auf dem Felde der Ehre im Heidenland. Wer das Priesterseminar unserer Gesellschaft unterstützt und fördert, wer frommen Knaben hilft oder weiterhilft zur Erreichung ihres Zieles, arbeitet selber mit in der Apostelschule.

Wo der katholische Missionspriester steht, da erheben sich Altar und Tabernakel, brennen Opferkerzen, glüht das ewige Licht. Wo der katholische Missionspriester lebt, da sprudelt der siebenfache Quell der hl. Sakramente, da wird das Kind gesegnet, entfaltet sich liliengleich die adelige Jungfräulichkeit, da gedeiht der wahre Völkerfriede, weil dort gegeben wird dem Kaiser, was des Kaisers ist und Gott was Gottes. Da wird der Unwissende belehrt, der Trauernde getröstet, der Sterbende mit Hoffnung beseelt. Wo der katholische Missionar da ist der Heiland!

Darum keine Abrüstung der katholischen Missionsarmee, sondern erhöhte und vermehrte Wehrhaftmachung.

Mariannhiller Dins-Seminar

Von P. Dominikus Sauerland, R. M. M.

Das Kreuz des Südens strahlt über die Heidentwelt.

Das Sternbild des südlichen Kreuzes scheint nicht nur über Mariannhill, sondern über ganz Südafrika. So wollten denn auch die frommen, arbeitsfreudigen Väter nicht nur der Umgebung Mariannhills die Segnungen des hl. Kreuzes zuteil werden lassen, sondern dem ganzen Lande; das Licht des Evangeliums, das Feuer, die Liebe Christi sollte tiefer hineingetragen werden in die schwarzen Völker Natal's. Das Mutterkloster begann seine ersten Sendboten auszuschießen als Pioniere des Christentums und der Kultur. Nun wurde planmäßig und mit Methode die Eroberung des heidnischen Geländes in Angriff genommen. Nach allen Richtungen drangen die Glaubensboten vor und schufen in gewisser Entfernung vom Mutterhause aus und von einander selbst, neue Niederlassungen. So entstand eine Missionsstation um die andere und jede wieder in bestimmten Tagereisen von der anderen erreichbar. Heute umgibt Mariannhill ein stattlicher Kranz von über 38 größeren Missionsstationen, die selber wieder von einem eigenen Kranze Außenstationen mit kleineren Kapellen und Schulen umgeben sind. Die Entfernung der am nächsten bei Mariannhill gelegenen Missionsstation beträgt 62 Kilometer, der weitest gelegenen Station etwa 3 000 Kilometer. Das Missionswerk verteilt sich heute weit über Natal hinaus, über Kapkolonie und Rhodesia unter vier sprachlich verschiedene Volksstämme: Zulu, Tambu, Basuto, Chimanika. Die Mariannhiller Missionare arbeiten außer im Apostol. Vikariat Mariannhill, in Ost-Kapland, Natal, Präsektur Zambesi. Ihr Missionsgebiet umfaßt ein Gebiet in der Größe des heutigen Deutschen Reiches. Über 70 Missionspriester, 180 Missionsbrüder und 337 Missionswestern wirken auf dem Missionsfelde, unterstützt von über 400 schwarzen Katechisten und eingeborenen Lehrkräften, die in unseren Lehrerseminarien in Mariannhill, Triashill und Mariazell herangebildet werden. Ungefähr 1 500 000 Heiden stehen unter dem Einflusse unserer Missionare. Eine Lateinschule für eingeborene Priesterkandidaten, eine einheimische Schwestern- und Brüderkongregation sind auf dem Missionsgebiete erblüht. Abt Amandus und Abt Gerard die Nachfolger des 1909 in die Ewigkeit abgerufenen Stifters Abt Franz führten das Werk unverdrossen weiter. Unter Letzterem ging die innere Umgestaltung Mariannhills vor sich.

Weg zur Selbständigkeit.

Es würde weit über den Rahmen dieses Artikels hinausgreifen, sollte der Entwicklungsgang Mariannhills in allen seinen Phasen aufgezeigt

werden. Wir verweisen auf die „Jubiläumsschrift“ (Mariannhill 1882 — 1922) 212 S., Pr. RM. 1. — im St. Josephs-Verlag, Reimlingen, Bay.

Wohl brausten viele und schwere Stürme über die junge Ordensgemeinschaft dahin, sie stärkten aber nur das Werk, das wie eine Eiche sich nur fester verwurzelte in das Land und in die Seele der eingeborenen Völkerschaften. Naturgemäß brachte eine sorgfältige und mit der Zeit organisierte Missionstätigkeit einschneidende Veränderungen im regularen Leben der Mönche mit sich. Das zurückgezogene mehr auf Beschauung und körperlich anstrengende Arbeit, und das damit verbundene überaus strenge Büsserleben mit seiner völligen Abkehr von der Welt eingestellte Ordensleben der Reformierten Zisterzienser, verlangte durch das nach dem Christentume hungernde und nach Belehrung sich sehnde heidnische Volk, einschneidende Änderungen der bisherigen Ordensgepflogenheiten zu Gunsten völlig missionarischer Orientierung. Schritt für Schritt, nur zögernd, mußte nachgegeben werden. Nach mannigfachen Versuchen, das Alte mit dem neuen zu verbinden war bald einzusehen, daß die Entwicklung zur fortschreitenden Selbstständigkeit und Loslösung vom alten Orden unaufhaltsam wurde und nur noch eine Frage der Zeit war. Rom selber forderte sie nach eingehender Prüfung. Die ersten 27 Jahre des Bestehens von Mariannhill wurde von seinen Angehörigen trotz der Missionstätigkeit die Regel des hl. Benedikt nach der strengsten Observanz der alten Orden beobachtet. Doch ließ sich mancher Einbruch in die Lebensgepflogenheiten der Trappisten von Mariannhill nicht verhindern. Die Verhältnisse zwangen dazu. Die erste bedeutendere Änderung erfolgte im Jahre 1909, in dem die Lostrennung aus dem alten Ordensverbande vom Apostolischen Stuhle ausgesprochen wurde. Mit der Regel des hl. Benedikt als ihrem Fundament, wurden neue Satzungen ausgearbeitet und auf 10 Jahre zur Befolgung und Ausprobe bestimmt. Das alte Ordenskleid der Zisterzienser wurde mit nur geringen Veränderungen beibehalten. Die kirchliche Bezeichnung dieses nun neuen Ordensinstitutes wurde: Religiosi Missionarii de Mariannhill = Ordensmissionare von Mariannhill: abgekürzt = R. M. M. Mit der Loslösung vom Mutterorden mußten Wege gefunden werden, den notwendigen Nachwuchs, der zum Teil vom alten Orden gestellt wurde, sicherzustellen. Durch Schriften und durch persönliche Werbung durch Abt Franz selbst kamen viele für Ordens- und Missionsleben begeisterte Jünglinge nach Mariannhill. Um die Heimat dauernd zu interessieren und den Zustrom der Kandidaten zu regulieren wurden in der Heimat sogenannte Missionsvertretungen eröffnet. Diese sollten außerdem die Verbindung mit Mission und Heidenland aufrecht erhalten. Durch Herausgabe und Verbreitung von Missionschriften deren bekannteste das Vergißmeinnicht, sowie das Missionsglöcklein für die Jugend, Kalender usw. sollte den Wohltätern Nachricht gegeben werden über

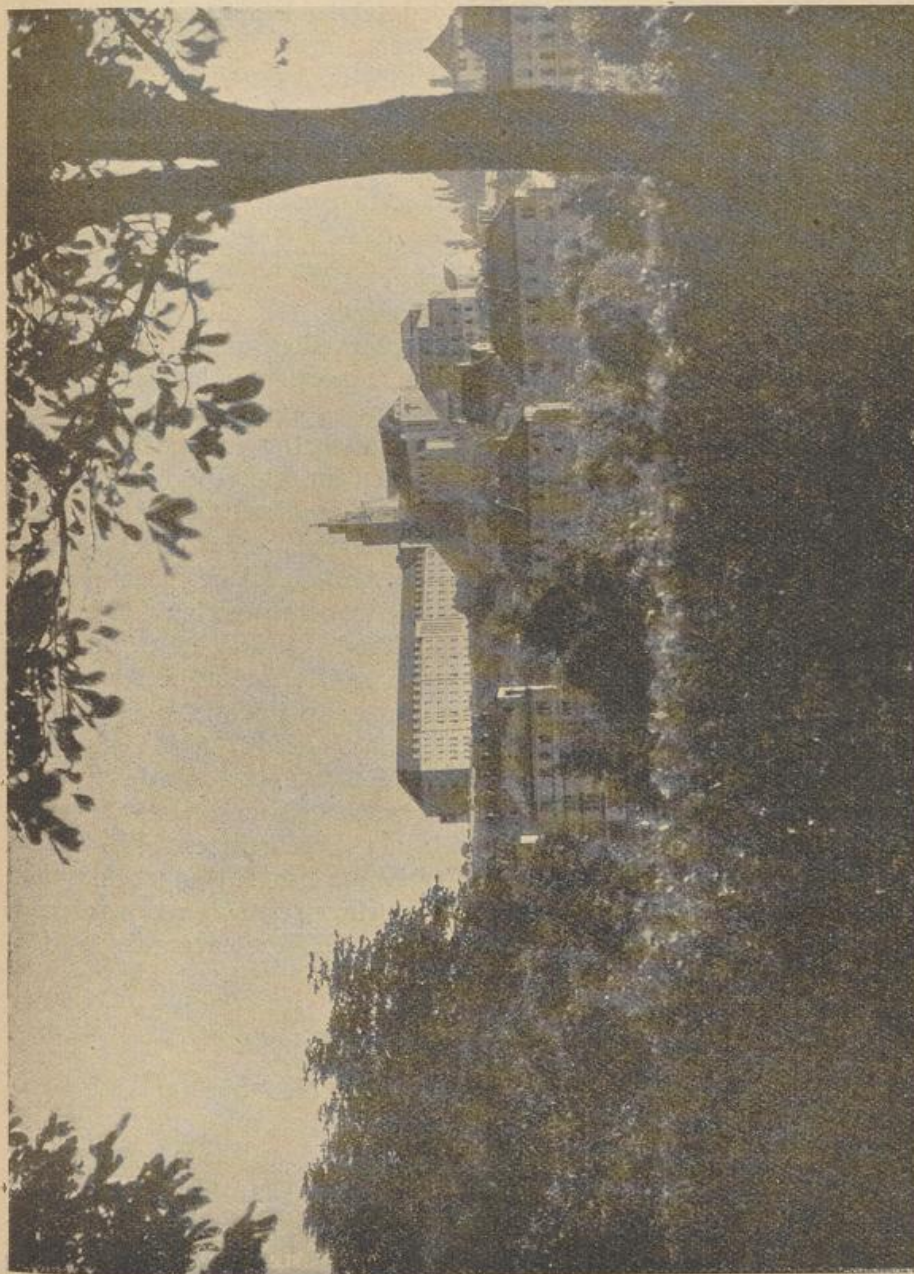
den Fortgang des Missionswerkes. Ferner sollten diese Stützpunkte die zur Weiterführung des Werkes unbedingt erforderlichen Mittel herbeischaffen und nicht zuletzt, wie schon bemerkt, auch Werbestellen für Kandidaten sein. Die erste dieser Missionsvertretungen wurde in Würzburg eingerichtet.

In freundlichster Weise gestattete damals fast unmittelbar nach der Gründung Mariannhills der Hochw. Herr Bischof von Schlör die Niederlassung einer kleinen Gemeinde von Ordensbrüdern. Br. Zacharias war der Gründer der Würzburger Vertretung, dank gütigsten Entgegenkommens des hochwürdigen Herrn Pfarrers von St. Peter, der ihm zuerst in seinem Pfarrhaus ein Unterkommen bot. (1882) Im Jahre 1891 wurde die Vertretung erweitert und in die Reibeltsgasse 10 verlegt. Aber 27 Jahre blieben die Brüder hier mit dem Missionsprokurator wohnen, bis sie am Ende des großen Krieges 1918 eine andere Wohnung bezogen im Pleicher Ring 3. Hier wohnten auch die ersten Nachkriegstheologen und legten so den Grund zum späteren Missionspriesterseminar in Würzburg. Fast 47 Jahre sind die Mariannhiller, bisher bekannt als „Trappisten“, in der ehrwürdigen Kilianstadt sesshaft und durchaus keine Fremdlinge in Würzburg.

Der Würzburger Gründung folgten die Vertretungen in Linz (Österreich), Breslau, Altdorf in der Schweiz, Köln, Rattowitz und eine in Amerika. Wurde auch der Zustrom an künftigen Mitarbeitern im dornenvollen Weinberg des Herrn im Missionslande durch diese Vertretungen geleitet, so ergaben sich doch Schwierigkeiten mannigfacher Art. Es gab viele, die mit mehr jugendlicher als nachhaltiger Begeisterung die Fahrt nach Natal unternahmen und die mit oft mehr Idealismus als Wirklichkeitsinn der wahrhaft nicht leichten Missionsarbeit unmittelbar gegenübertraten. Um sich und anderen Enttäuschungen zu ersparen wurde Mariannhill gezwungen, den Kandidaten vorerst in Europa selber Gelegenheit zu bieten, sich auf ihr späteres Berufsleben vorzubereiten. Da es infolge kulturkämpferischer Vorkriegsgesetzgebung den Missionsorden versagt war, ein eigentliches Ordenshaus in Deutschland zu eröffnen, richteten sie ihre Blicke nach dem gastfreien Holland. Unweit der deutschen Grenze, einige Wegstunden vom nieder-rheinischen Wallfahrtsort Revelaar entfernt, wurde am ersten Tag des Maimonats 1911 das Missionshaus St. Paul gegründet. In einsamer stiller Heidelandschaft erhebt sich das Missionskloster auf einem kleinen Hügel. Bald konnte neben dem eigentlichen Noviziat auch eine Schule für künftige Missionspriester errichtet werden. An Bewerbern fehlte es nicht.

Weltkrieg und Mariannhiller Mission.

Aber der stillen Kulturarbeit in der Mission und dem ruhigen Aufbau und Ausbau der jungen Genossenschaft entlud sich das Ungewitter



Unser neues Missions-Priesterseminar Pius X. auf dem Mönchberg in Würzburg
(Ansicht von der Stadt Würzburg aus.)

des Weltkrieges. Die politische Konstellation in der südafrikanischen Union brachten es mit sich, daß bürenfreundliche Elemente, ja Büren selbst, die dortige Regierung in Händen hatten und diese keine großen Sympathien für die Engländer hegten. So blieb denn auch, von einzelnen Zwischenfällen abgesehen, die Mission und Mariannhill unbehelligt. Kritische Tage voll Hängen und Bangen fehlten nicht, wie u. a. der ins Stochen geratene Marsch des Pöbels von Durban nach Mariannhill. Doch das Schwerste, die Ausweisung der Missionare und die Zerstörung des Missionswerkes ist unterblieben. Schwer empfunden wurde zwar die Trennung von der Heimat. Der Zustrom von Nachwuchs und Mitteln versiegte gänzlich. Studenten und Brüder von St. Paul eilten zu den Fahnen; über ein Duzend Kandidaten starben den Soldatentod, andere verschlang die unruhvolle Zeit der Revolutionswirren. Wozu eine im Liberalismus erstarrte Staatsraison sich nicht aufzuschwingen vermochte, zur Gewährung kultureller Freiheit für alle Staatsangehörigen, das brachte im blutigen Morgenrot einer neuen Weltwende die deutsche Republik. Die Orden wurden zugelassen und nun beschritt auch Mariannhil wieder die alten Stammlande. Kurz nach Beendigung des Völkerringens sammelte die Kirche neue Kräfte um tatkräftig den Wiederaufbau der zertrümmerten Missionen in die Wege zu leiten. Für Mariannhill fielen die letzten dünnen Schranken, die seine völlige auch nach außenhin sichtbare Selbständigkeit noch beengten. Das Jahr 1920 brachte mit dem Generalkapitel gemäß der wieder neu formulierten Konstitutionen, die Wahl zu dem ersten Generalsuperior in Person des P. Adalbero Fleischer und späteren Apost. Vikars von Mariannhill. Das Ordenskleid der Mariannhiller erhielt eine neue Form, die völlig abweicht von der alten Mönchstracht. Entsprechend den Konstitutionen und nach dem neuen kanonischen Recht wurde auf die Heranbildung des Priester- und Brüder- Nachwuchses besonderes Gewicht gelegt, sowie die Neugründung bzw. Umbildung schon vorhandener Institute der Genossenschaft in Angriff genommen. Durch den Krieg war ein fühlbarer, für den Weiterbestand der Mission besorgniserregender Ausfall frischer Heimatkräfte eingetreten. Den alten, in Sorgen und Arbeit schon fast verbrauchten Missionsveteranen mußte Hilfe gebracht werden.

Neue Missionshäuser in der Heimat.

In rascher Reihenfolge erstanden nach 1920 die unbedingt erforderlichen Bildungsanstalten auf heimatlichem Boden und zwar zunächst das Missionsseminar für Knaben in Lohr a. Main. Aus dem bereits 1911 errichteten Schülerheim Moxianum wurde ein Konvikat für die missionsbegeisterte Jugend, die sich später in den Dienst der Mariannhiller stellen wollen. Die Schüler besuchen das staatliche Gymnasium am Orte. Die Missionschule in St. Paul wurde ebenfalls nach dort

verlegt. Im selben Jahre 1920 wurde in Reimlingen, Schwaben ein Missionsseminar für sog. Spätberufe errichtet und ein Haus für Brüderpostulanten mit einer Missionsdruckerei. Ein weiteres Haus für Brüdernachwuchs wurde erworben, St. Benedikt bei Arnstein in Unterfranken. In neuester Zeit erwuchs ein Studienhaus in der Schweiz in Altdorf am Vierwaldstätter See. In ungeahnter Weise füllten sich diese Anstalten mit einer gott- und missionsbegeisterten Jugend. Die unruhige Zeit hatte durchaus nicht hemmend gewirkt. Wohl aber sah die Generallleitung mit Sorgen in die Zukunft. Die fürchterlichen Jahre der Inflation mit ihren schrecklichen Begleiterscheinungen, die allgemeine Verarmung einst begüterter und freigebiger Missionshelfer, der eigene Mangel an Kräften schoben immer weiter die Erfüllung einer Hauptaufgabe hinaus, nämlich den Bau eines Missionspriesterseminars.

(Fortsetzung folgt.)

Das Denken der Eingeborenen

Von Frater Schwemmer, R. M. M.

Wird der „grüne Heide“ von einem Weißen um etwas gefragt, so antwortet er immer mit „Ja Herr“, auch wenn er eine verneinende Antwort anfügt. Er will immer dem Herrn gefallen. Der Schwarze besitzt ein sehr großes Anstandsgefühl, das er über die Wahrheit stellt. Deshalb sagt er auch das, was er glaubt, daß es dem weißen Fragesteller angenehm sein könnte. Ein Forschungsreisender berichtet, daß er die Eingeborenen über die wilden Tiere in jener Gegend ausfragte. Unter anderem wollte er auch wissen, ob es in dieser Gegend noch das „Einhorn“ gebe. Die Schwarzen, die nichts anders wollten, als den Fremden zufriedenzustellen, beteuerten, daß es ganz in der Nähe ein Einhorn gebe. Der Forscher, natürlich sehr erfreut über diese „Entdeckung“, ließ sich an die bezeichnete Stelle führen und fand dort . . . einen alten Ziegenbock, der ein Horn verloren hatte. Wie ist nun dieser Fall zu beurteilen? Die Schwarzen wollten in keiner Weise den Forscher zum Narren halten, sie wollten ihm nur nicht widersprechen und ihm zu Gefallen sein. Wenn der Schwarze beides vereinen kann, die Wahrheit sagen und einen Gefallen erweisen, dann ist es ihm auch recht. Er hat keinen Widerwillen gegen die Wahrheit an sich. Aber zuerst kommt bei ihm der Vorteil und dann die Wahrheit.

Täuschung ist die Luft, in der der Schwarze lebt. Es gilt als angenehm und gut, eine andere Person solange zu täuschen, als sie nichts davon merkt. Wird der Schwindler entdeckt, dann ist er eben ein dummer Kerl. Ein Vater freut sich, wenn er sieht, wie seine Kinder andere Leute gut betrügen können. Einen Häuptling anzulügen gilt jedoch als großes Verbrechen. Es gibt aber auch Schwarze, denen



Unsere Neupriester des Jahres 1928 in Südafrika
Ausgeweiht am 29. Juni in Mariathal, Natal
Die Hochw. Patres Wilhelm Drossard, Paulinus Müller,
Heinrich Jakob und Otto Grimm.

man absolut vertrauen kann, aber deren sind es nicht gar viele. Auch wenn der Schwarze beteuert, daß er absolut die Wahrheit sage, so kann doch noch viel Unwahrheit dabei sein; denn die Phantasie beeinflusst das Denken der Schwarzen sehr, so daß er oft selber für wahr hält, was er sich einbildet. Er ist absolut unkritisch und seine Aussagen sind eben nur als Worte zu fassen.

Eine schöne Seite im Charakter des Schwarzen ist der ausgeprägte Gerechtigkeitsfönn. Wenn ein Weißer einen Schwarzen bestraft, der Schwarze aber kein Unrecht getan hat, oder der Weiße es nicht bewiesen hat, dann vergißt der Schwarze das nicht so leicht. Hat er aber Unrecht getan und ist er der Tat auch überführt, dann wird er den nie hassen, der ihn gerechterweise bestraft. Nach diesem möchte es scheinen, daß die Eingeborenen denen großes Unrecht tun, die der Zauberei beschuldigt werden. Aber im Denken des Schwarzen ist eben dieses Verbrechen leicht zu ermitteln und dann ist es nach altem Gesetz eines der größten Verbrechen.

Auch ein Gewissen hat der Schwarze und mancher ein sehr regsamcs. Der Schwarze ahnt Böses, dringt in den Gedankengang anderer ein, er hat Skrupel, er hat immer Warnungen vor einem Übel, er hat Furcht vor den Folgen einer bösen Tat, er zeigt Reue, er tut Böses, das er als Böses erkennt, er kennt Selbstvorwürfe, er hat Gewissensbisse, ja sogar Verhärtung des Gewissens kennt er.

Also unmoralisch in diesem Sinn, ist der Schwarze nicht zu nennen. Wenn sich bei ihm das Gewissen regt, dann glaubt er, daß in seinem Innern eine Stimme rede, die ihn warnt. Er schreibt diese Gewissensregung gewöhnlich einem anderen „Ich“ zu. So kennt er ein gutes und ein böses „Ich“. Selbst Träume können ihm Gewissensbisse verursachen, da er oft glaubt, daß das, was er geträumt hat, sein „Ich“ getan habe in Wirklichkeit. Häufig beschreibt der Schwarze sein Gewissen unter dem Bilde von zwei Herzen. Jeder Mensch hat zwei Herzen. Eines davon spricht eine milde Stimme und hält vom Bösen ab. Das andere Herz hat eine harte, wilde, stürmische Sprache, so daß man ihm nicht widerstehen kann. So sagen die Schwarzen oft, daß sie für unrechte Taten nicht verantwortlich seien, denn nicht sie waren es, sondern das „wilde Herz“, das sie zur bösen Tat getrieben habe. Auch vom „weißen“ und „schwarzen“ Herzen reden sie. An einem Tage habe das milde, weiße Herz die Vorherrschaft im Innern des Menschen, an einem anderen Tage das wilde, schwarze Herz. Daher sei es nicht ihre Sache, wenn sie etwas Böses getan hatten, sondern der habe die Schuld, der das böse Herz in sie hineingelegt habe.

Eigentümlicherweise fehlt den Schwarzen fast jeder Sinn für Naturschönheiten. Das einzig Schöne das der Schwarze sieht, ist die Fettigkeit der Weiber und Mädchen und die Farbe der Ochsen. Daß auch die Schönheit eines Landschaftsbildes Bewunderung erregen kann, geht

nicht in den Kopf des Schwarzen. So wundern sich die Schwarzen über die Weißen, die so entzückt über herrliche Landschaften sein können. „Was ist denn daran Schönes“, fragt der Schwarze, „kann man denn das essen oder welchen Nutzen hat man sonst davon? Beides ist nicht der Fall, also was ist daran zu bewundern?“

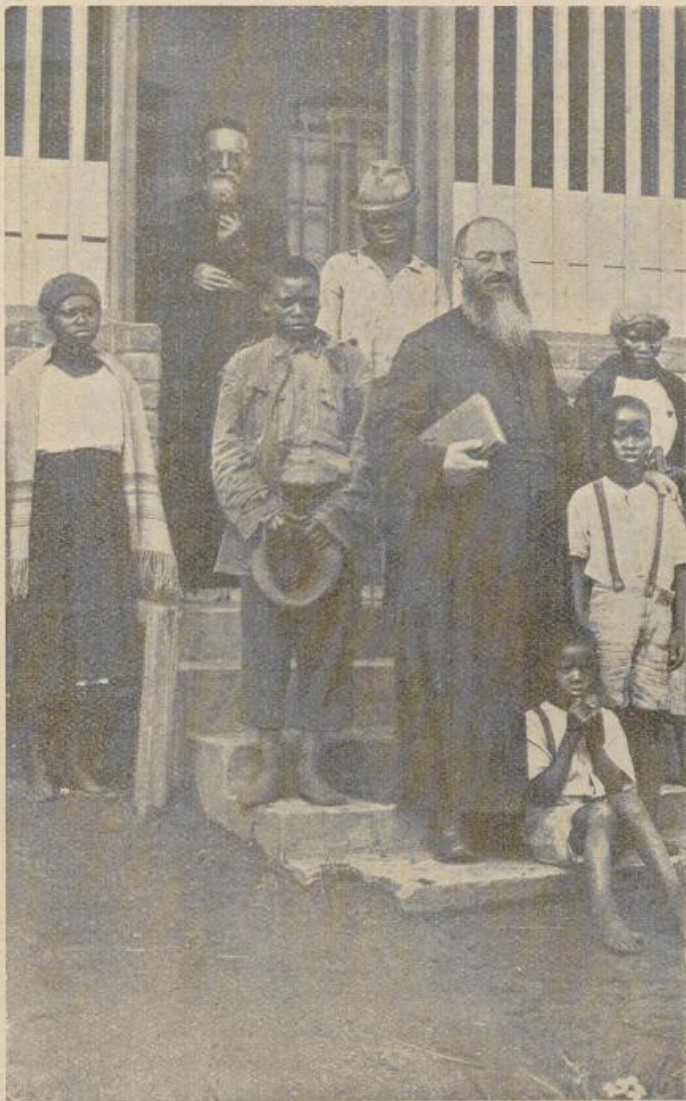
Der Schwarze ist stolz. Wenn aber jemand ein Recht hat stolz zu sein auf äußere Vorzüge, dann ist es der Schwarze. Der Weiße hat nichts zu zeigen als ein spannenlanges Gesicht, der Schwarze aber zeigt seinen ganzen Leib in seiner schönen Gestalt, seine sehnigen Arme, seine muskulösen Beine, seine breiten Schultern mit einem Rücken, das Ebenmaß in den Gliedern, seine Gelenkigkeit und seine Geschwindigkeit, seine glatte und glänzende Haut. Wenn also der Schwarze stolz ist auf sein Erscheinen, so ist sein Stolz nicht ganz unberechtigt; er hat etwas zu zeigen, was wirklich schön ist. Die Symmetrie im menschlichen Körper ist etwas, was jedem Menschen als schön erscheint. Mangel an Symmetrie ist aber wüst und häßlich, sei es nun an einem Stiel oder an einem Stiefel, an einem Haus oder an einem Menschen. Wenn ein Schwarzer wohlgenährt ist, dann ist er es im Ebenmaße, alle seine Glieder sind voll und rund. Mann kann nicht leicht einen Schwarzen sehen mit dickem Bauch und dünnen Beinen. Da die zivilisierte Schönheit nur Zutat ist, so glaubt der Schwarze mit Recht, über den Weißen erhaben zu sein.

Weiteren Stoff zur Überhebung bietet dem Schwarzen seine Lebensweise, die sich besonders durch Nichtstun auszeichnet. In dem süßen Nichtstun scheint für ihn der höchste Grad der Unabhängigkeit zu liegen. Die Weißen hält der Schwarze für Sklaven, wenn er sie immer arbeiten und schwitzen sieht. Deshalb ist es vom natürlichen Standpunkt aus betrachtet, sehr schwer, dem Schwarzen klar zu machen, daß die Arbeit es ist, die frei und groß macht.

Endlich gibt es noch Dinge, die außer ihm liegen, die den Schwarzen zum Stolz verleiten. Da sind es vor allem seine Ochsen; denn hat er viele Ochsen, dann kann er sich auch viele Weiber zulegen. Hat er aber viele Weiber, dann hat er alles was sein Herz begehrt: er hat genug zu essen, kann viele Biergelage halten und gilt als angesehener Mann bei seinen Stammesgenossen.

Der Stolz des Schwarzen ist zwar ein Hemmschuh für die Befehrung zum Christentum, aber nicht unüberwindlich. Wer war stolzer als der Römer, wollüstiger als der Grieche, üppiger als der Ägypter und doch haben sich alle unter das sanfte Joch des Christentums gebeugt. Auch der Stolz des Schwarzen wird überwunden. Es kommt nur darauf an, das wirksamste Mittel zur Befehrung anzuwenden.

Es gilt als allgemeine Regel, daß die Naturvölker viel grausamer sind, als die zivilisierten Völker. Auch bei den Schwarzen ist es nicht



Feierabendstunde auf unserer Station Lourdes in der Kapkolonie
Hochw. P. Paulus Quiotek, jetzt in St. Benedikt, Ebenrode
Br. Meinrad Immler

anders. Aber von ihrem Standpunkt aus ist die Sache doch etwas weniger stark, als von unserem verfeinerten Kulturstandpunkt aus.

Tschaka, dieser Napoleon Südafrikas ist ein typisches Beispiel von der Grausamkeit der Schwarzen. Er ließ Leute töten wegen der geringsten Unachtsamkeit. Wenn zum Beispiel ein Mann in Gegenwart des Königs niesen mußte, so war das eine Majestätsbeleidigung und der König ließ nicht selten einen solchen Übeltäter sofort hinrichten.

Zeigten die Verwandten dieses Mannes irgendwelche Frauen, dann waren auch sie dem Tode verfallen. Tschaka befahl nicht selten einigen seiner Krieger, ihre Weiber zu töten oder den Müttern, ihre Kinder dem Tode zu überliefern. Er tat es, um sich an dem Schmerze der Betroffenen zu weiden. Einmal ließ er alle alten Männer eines großen Kraales töten, da sie nach seiner Meinung von keinem weiteren Nutzen mehr waren und nur zum Essen da wären. Letzteres könnten aber seine Soldaten auch besorgen. Beim Tode seiner Mutter wollte Tschaka anfangs alle Mütter des Landes töten lassen. Als man sich aber allgemein dieser Anordnung widersetzte, ließ er „wenigstens“ 7 000 Mütter töten. Dieser Zug der Grausamkeit ließ sich durch das ganze Königsgeschlecht verfolgen.

Der Schwarze hat auch wenig Gefühl dafür, daß auch Tiere Schmerz empfinden und Anspruch auf richtige Behandlung haben. Ein Pferd zu schonen, kommt ihm für gewöhnlich nicht in den Sinn. Es ist ja nur ein Pferd und nur für den Menschen da.

Wenden wir uns nun der Kunst und äußeren Geschicklichkeit der Schwarzen zu. Es ist auffallend, wie wenig Sinn die Schwarzen für Kunst usw. zeigen. Nur die Buschmänner standen in dieser Beziehung höher, wie die zahllosen Zeichnungen in den Buschmannshöhlen beweisen. Diese Zeichnungen sind einfach, aber von wunderbarer Linienführung. Die Farbe ist gewöhnlich gelb oder gelbbraun.

Gelegentlich kann man Ansätze von Zeichnungen in den Hütten der Schwarzen sehen. Aber diese Versuche sind einfach und roh. Die Kinder verstehen sich oft ganz gut auf modellieren. Sie verfertigen Ochsen aus Lehm, die von einem gewissen Verständnis zeugen. Die Schwarzen verstehen es außerdem, schöne Stöcke zu schnitzen. Gar oft besteht der Knopf eines solchen Stockes aus einer Menschengestalt, oder auch aus einem runden, ovalen oder eckigen Aufsatz.

Auch Musikinstrumente haben die Schwarzen. Das beliebteste davon ist wohl die „Igubu.“ Dieses Instrument besteht aus einem Bogen mit einer oder mehreren Saiten. Der Bogen wird in einen hohlen Kürbis gesteckt, der als Resonanzboden wirkt. Gespielt wird dieses Instrument nach Art einer Geige, indem ein Schilfrohr den Bogen ersetzt. Es gibt einen monotonen Klang von sich. Die Schwarzen können stundenlang auf so einem primitiven Instrumente spielen, ohne zu ermüden oder überdrüssig zu werden. Ganz besonders gern haben sie Musik, wenn sie über Land gehen.

Auch ein flötenartiges Instrument, aus Schilfrohr hergestellt, kennen sie. Es ist besonders beliebt bei den Hirtenknaben. Dieses Instrument gibt schrille kreischende Töne von sich, die gar nicht angenehm ans Ohr klingen. Die Eingeborenen lieben ganz besonders den Gesang. Sie singen sehr viel und auch schön. Der Text ist oft ohne Sinn und besteht vielfach nur aus einem einzigen Satz, der immer wieder-

holt wird. Doch gibt es auch zusammenhängende Gesangsterte, die für besondere Anlässe gemünzt sind, wie Hochzeits-, Trauer- und Kriegsgefänge.

So lautet zum Beispiel ein Trauerlied für einen verstorbenen Kraals-herrn folgendermaßen:

1. Die Weiber:

„Wir sind ausgeschieden! Uns bleibt nichts übrig als Gram und Sorge! Wir sind zurückgelassen zum verzweifeln! Alles steigert unser Elend! O, wenn es doch für uns eine Zuflucht gäbe bei den



Das heiße Südafrika im Winter 1928; die Drakensberge in Natal
Im Vordergrund Hochw. P. Gereon Stach

Ähnen! Wenn doch ein Topf vorhanden wäre und ein Feuer! Daß wir einen Zufluchtsort hätten. Wenn wir nur Flügel hätten, um fortzufliegen!“

2. Die Witwe:

„O armes Weib, das ich bin! Wenn der Abend kommt, dann öffne ich die Türe. Und horche in die Stille hinaus, in die Nacht; Ich glaube, daß mein Gebieter wiederkehrt!“

3. Die Weiber:

„O sind sie wirklich fort? Haben sie uns wirklich hier zurückgelassen? Aber wohin sind sie gegangen? Daß sie nicht mehr zurückkehren können um uns wiederzusehen. Sind sie wirklich von uns fortgegangen? Die Geister, sind sie denn unersättlich? Ob sie denn (die Verstorbenen?) nicht mehr frei werden?“

Zusammenfassend ist zu sagen, daß das Denken und Fühlen der Schwarzen in vielen Dingen ganz und gar anders geartet ist,

als das der Weißen. Es genügt daher nicht für einen Reisenden, daß er einmal in Südafrika gewesen ist, und von Capetown nach Kimberley, Kulawayo, Bloomfontain, Ladysmith und Durban gereist ist. Was man da an Schwarzen sieht in den Hotels und an den Bahnhöfen, sind nicht die eigentlichen Schwarzen, wie sie im Stammesverband leben. In den Städten sind sie ja herausgerissen aus ihrer natürlichen Lebensatmosphäre, dem Stamm. Man muß mit den Schwarzen leben und dann erst kann man in seine Wesensart eindringen. Dazu ist aber notwendig, daß man vorurteilsfrei an den Schwarzen herantritt und ihn nimmt wie er ist nicht wie er sein sollte oder könnte, noch viel weniger darf man ihm ohne Weiteres zumuten, daß er sich unserem Denken anpasse. Dafür ist die Eigenart des Schwarzen zu groß. Gewiß, in vielen Dingen muß sich der Schwarze den Forderungen der Neuzeit anpassen und er tut es gern, sobald er den Nutzen der neuen Sache einsieht. Aber dazu braucht es Zeit, viele Jahre, damit sich die neuen Ideen festsetzen können. Dazu braucht es aber vor Allem eine verständige Führung und Einfühlung des Europäers.

St. Antonius auf dem Pferdehandel

Von P. Chrysostomus Ruthig, R. M. M

Der gute St. Antonius ist ein Freund von vielen, und mein guter Vater hat nicht versäumt, mir das in meinen jungen Jahren begreiflich zu machen. Wie oft hat mir der Heilige in schweren Verhältnissen aus der Not geholfen!

Eine gar wichtige Rolle spielen in den Missionen die Pferde. Ein guter Gaul macht einem das schwere Leben wirklich leicht. Und was muß ein solches Tier oft leisten, mehr als das Pferd mögliche. Tag für Tag, oft Nacht für Nacht, über Stock und Stein, Berg und Tal. Und dabei hat der Missionsgaul gar oft den Herrn von Himmel und Erde zu tragen, neben Missionar und Gepäck. Hat mir da im Februar 1927, als ich als erster Residenzmissionar nach Pondoland kam, ein guter weißer Katholik ein feines Tierchen geschenkt. Für ein ganzes Jahr hat er mich auf den endlangen Strecken getragen, mit der ganzen Ausrüstung zum Lesen der hl. Messe, Altarstein mit einbegriffen, zur Spendung der hl. Sakramente, Bücher zum Lesen, Wäsche, Bettdecke und Mantel. Essen hat er nicht zu tragen brauchen, da er selbst und ich selber mit dem vorlieb nahmen, was gute Leute, weiß, halbweiß oder schwarz, uns anboten. Da ging es manchmal schmal her für uns beide, schmalere freilich für mich, da ich doch noch nicht gelernt habe, Gras zu essen, während Bleß das immer gerne tat, wenn nur eines zu finden war, was im Winter oft sehr schwer ist. Nun habe ich das ausgehalten; für Bleß war es zu viel.

Nach einem Jahr erfaßte ihn eine unheilbare Krankheit, das sogenannte Grasszittern, das von einer giftigen Pflanze verursacht wird, die manchem schwer arbeitenden Tier den sichern Tod bringt. Gepflegt habe ich ihn wie ein Kind, aber Bleß ist nicht mehr.

Einen andern Gaul hatte ich mir billig gekauft, ein Prachtthier für den Preis und stolz wie ein Spanier war ich auf ihm. Aber fast zu spät erfuhr ich, daß der Eingeborenenhäuptling mir das Tier verkauft hatte, weil in seinem ganzen Hofgesinde sich niemand fand, der es noch reiten wollte, nachdem es seine schwarze königliche Hoheit mehrere Male hoch in die Luft geschickt hatte. Da, wie gesagt, solche Heldentaten den wilden Reitern gar zu sehr imponierten, kam ich zu einem billiger Prachtthier. Nun bin ich etwas eitel auf meinen Einfluß, den ich auf solche Tiere habe, und begann schon, mich zu rühmen, wie unter meiner weisen Erziehung das gewaltige Tier so zahm wurde; schon legte er sein würdiges Haupt auf meine Schulter und nahm Liebkosungen hin, als ob er immer so brav gewesen wäre. Aber diesmal kam Hochmut vor dem Lustsprung. Mußte ihn eines schönen Tages, — er war nun vorläufig bestimmt, Bleß das Gepäck zu tragen, — durch eine schroffe Felsenkluft im Urwald peitschen, da alle anderen Aberredungskünste versagten. Da auf einmal setzte er mir seine Hinterfüße auf Brust und unter das Kinn, und der stolze Pferdehändler schlug einen guten Purzelbaum hoch in der Luft und landete geschunden und blutüberströmt auf einem etwas harten Felsen. Aus Dankbarkeit für eine gute Lehre, die er mir gegeben, in der Demut nämlich, habe ich ihn behalten und noch dient er mir als Packsattelträger, aber ein richtiges Zutrauen kann er mir heute noch nicht abgewinnen. Bleß war nicht mehr, und ich hatte keinen Reitgaul. Für einige Monate suchte ich immer wieder ein Pferd zu leihen, aber ich fand kein passendes Tier zum kaufen. Denn das sollte sehr billig sein, da meine Rasse wie gewöhnlich an Schwindsucht litt, also recht billig, sehr stark und ausdauernd, dabei zahm und sehr klein und nett, damit er durch seine Größe mich nicht allzu sehr in den Schatten stelle und vor allem wenig Futter brauche. Gerade als ich verzweifeln wollte und schon alle Hoffnung aufgegeben hatte, dachte ich an St. Antonius, der mir wohl einen passenden Gaul verschaffen könnte und ich trug unserm Heiligen auf, den Pferdehändler zu machen. Denn hatte ich auch nicht gehört, daß St. Antonius je mit Pferden zu tun hatte, so wußte ich doch, daß er einmal einen Esel vor dem sakramentalen Heiland auf die Knie brachte. Ich suchte ja nur einen Gaul, um mich zu den Auserwählten des Heilandes zu tragen, ja, um den Heiland selber zu den Kranken und Sterbenden zu bringen. Also St. Antonius, so sagte ich, noch heute muß ich einen würdigen Gaul für meine Heilandsarbeit haben.

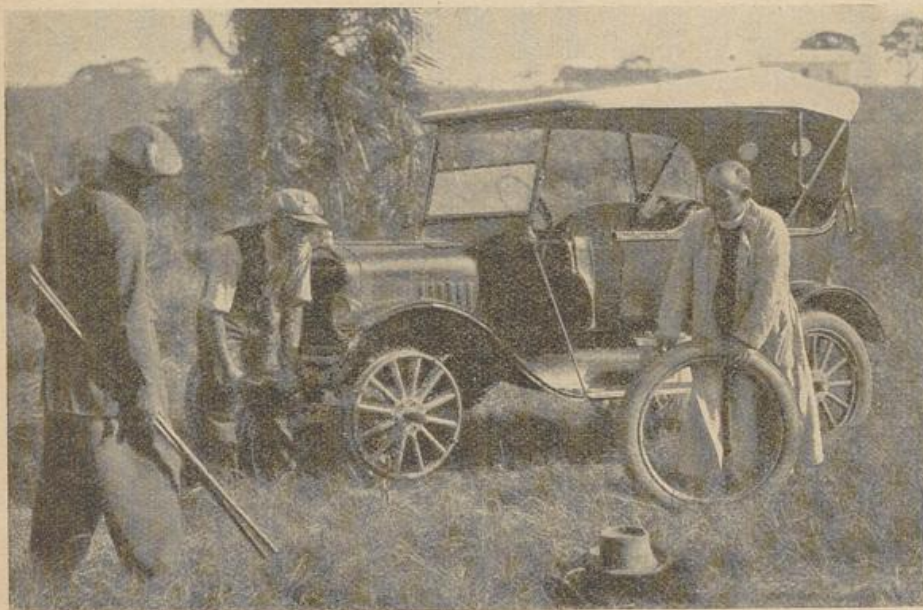
Nach einigen Stunden kommt unser Dorfschmied, ein eingeborener

Katholik, der in Mariannhill sein Handwerk gelernt hat und es hier zur allgemeinen Zufriedenheit der Weißen und Schwarzen ausübt; außer sich vor Aufregung sagte er mir, daß drüben vor seiner Schmiede ein Eingeborener ein Pferd zum Kaufe anbiete, ein Tier wie ich es haben wollte. Schnell war ich auf den Beinen, und da war das Tierchen, schön und stark und zahm und so klein, daß er versprach, wenig Futter zu benötigen. Um 150 Mark wurde ich ärmer und um einen Gaul reicher. — So also ist St. Antonius für mich auf den Pferdehandel gegangen und hat mir ein zutrauliches, gutes Tier in den Stall gebracht.

Nun haben Pferde, wenn sie nichts zu fressen bekommen, die sonderbare Gewohnheit, aus eigenem Antriebe und ohne Erlaubnis auf die Wandschaft zu gehen und so zu ihrem Rechte sich zu verhelfen. War ich da vor 2 Wochen etwa 12 Wegstunden von meiner Residenz entfernt bei Andreas, dem Katecheten, eingekerkert, um dort am nächsten Morgen die hl. Messe zu lesen. Es ist eine wunderbare Gegend dort am Fuße des Ingeli-Berges, diesseits vom Mtambunafluß. Aber an dem Abend hatte ich keine Zeit, die Herrlichkeiten des Pundoland zu bewundern. Ich saß in der Hütte und flickte bis um elf Uhr nachts meine Sättel, da ich den nächsten Tag einen weiten Ritt machen sollte und die Sättel angefangen hatten, die Rücken meiner Pferde zu verwunden. Neben den Sätteln auf einem kleinen Stühlchen sitzend verzehrte ich die in reinem Wasser ohne Salz und ohne Schmalz gekochten Bohnen und glaubte, daß Andreas auch den Pferden etwas ähnliches zum Abendessen vorgesetzt habe. Der war aber zu klug und dachte, es sei billiger, daß die Pferde sich ihr Futter selber suchten, da offenbar der Missionar so eifrig mit den Sätteln beschäftigt war, daß er kaum nach den Pferden schauen werde. So ließ er über die Nacht die Pferde frei laufen, denn nachdem es nicht geregnet hat über den ganzen langen Winter, ist kaum ein Gräschen zu finden. Als Folge davon waren in der Frühe die Tiere verschwunden. Abgesehen von Pferdedieben, die ihr Geschäft ausgezeichnet verstehen, war zu fürchten, daß ich nun für einige Tage auf meine Reittiere zu warten hätte. Was mit der wichtigen langen Tour? St. Antonius, sagte ich, wenn Du mir noch heute zu meinen Pferden verhilfst, daß ich noch von hier zur Zeit fortkomme, so werde ich doch etwas ins Vergißmeinnicht schreiben. — Und richtig, Andreas kommt am Nachmittag gegen alle Hoffnung mit den Pferden angezogen, die in ganz unerwarteter Richtung davongelaufen waren.

Aber noch ist die Geschichte nicht zu Ende. Ich mußte, sobald ich am Donnerstag nachmittag nach meiner Missionsresidenz zurückkam, mich zu neuer Reise für Freitag morgen richten. Diesmal bekam ich einen freien Sitz in einem Motowagen. Weiß doch Katholik, Protestant, Jud und Heid und Gottentott, daß der „Römische Prediger“ für ein

freies Essen und einen unbezahlten Sitz stets zu haben ist. Und er bekommt auch viel billigeres Essen und manchen unbezahlten Sitz bis zu 300 und 400 Meilen. Ein paar gute Scherze sind die einzige Gegenleistung, die erwartet wird, und herzlich lachen und lachen machen lernt man unter dem herrlichen südafrikanischen Himmel. So war ich denn wieder für sechs Tage weg. Als ich heimkam, fand ich alles, nur nicht meine Gäule. Eine neue Hungerkur hatte dieselben für 4 Tage verschwinden lassen. Früh am nächsten Morgen ging ein Mann beritten auf die Suche. Um 2 Uhr nachmittags noch nicht



P. Chrysostomus Ruthig hat Autopanne auf „offener Landstraße.“

zurück! Da wurde mir warm, denn die Pferdediebe treiben gerade im Frühjahr ihr einkömmliches Geschäft! Noch einmal muß St. Antonius helfen. „St. Antonius, laß mich wissen, wo meine Pferde sind, und zwar noch heute, da ich müde bin und in der Nacht gut schlafen möchte!“ — Und um vier Uhr kommt ein Bote vom Postmeister, daß ein Herr von einem Platze zwanzig Meilen von hier telephonisch meldet, daß um drei Uhr meine Pferde in ganz friedlicher Stimmung in seinen Stall einmarschiert sind. Wie die Pferde nach der Richtung kamen, wissen vielleicht Pferdediebe, die sie dorthin trieben oder treiben ließen, um dann leichtes Spiel zu haben. Wie sie aber dann auf meinen Hilfschrei hin in den Stall dort marschierten, das weiß wohl St. Antonius allein.

Soziale Arbeit in Südafrika

Von P. Bernhard Duß R. M. M.

Meinem Versprechen gemäß gebe ich hiermit einen kurzen Bericht über meine letzte Vortragsreise durch das Gebiet der Eingeborenen von Transkei, bei der ich über die Bildung von Genossenschaften, besonders über die Errichtung von Raiffeisen-Banken reden sollte.

Im Juli 1925 hatte ich über den gleichen Gegenstand auf der Johannesburger Universität gesprochen, im April 1926 vor der großen Ratsversammlung von Transkei, die in Umtata zusammengetreten war und aus 19 Magistraten und 54 eingeborenen Ratsmitgliedern bestand. Als Ergebnis meiner Ansprachen an dieses Eingeborenen-Parlament sandte mich der Hauptmagistrat von Umtata im Juli 1927 nach 9 verschiedenen Orten der Transkei, um dort in Versammlungen von Eingeborenen zu reden. Auf dieser Reise sprach ich vor ungefähr 100 Häuptlingen und 1000 Männern. Das Volk zeigte damals großes Interesse. Auf einer dieser Versammlungen mußte ich 6 Stunden lang reden, und an verschiedenen Orten begannen die Leute schon ihre kleinen Banken zu bilden.

Nach den Versammlungen von 1927 baten die Eingeborenen den Hauptmagistrat dringend, mich auch dieses Jahr wieder zu schicken. So kam ich mit der Regierung überein, daß ich vom 6. — 28. Juli in 20 Versammlungen von Eingeborenen der 19 Transkei-Distrikte sprechen sollte. Auf dieser Reise legte ich über 1200 Meilen im Auto zurück und sprach vor 400 Häuptlingen und 4850 Männern. Die Zusammenkünfte fanden in 5 Städten, 13 Dörfern und 2 protestantischen Missionsstationen statt. Der Ortsmagistrat führte bei jeder Versammlung den Vorsitz und führte mich beim Volke ein. Meine Zuhörerschaft bestand zum größten Teil aus Protestanten und Heiden und nur aus wenigen Katholiken. Wir fangen nämlich erst jetzt an, unsere Missions-tätigkeit weiter über die Transkei auszudehnen. Jede Versammlung dauerte 3 — 4 Stunden.

Zuerst sprach ich gegen 1½ Stunden, dann wurden Fragen gestellt und am Schluß sprachen die Häuptlinge ihren Dank aus. Vielleicht interessiert es, was die Leute sagten. Ich zitiere eine ihrer Reden:

„Es haben schon viele weiße Leute zu uns gesprochen, doch nie zuvor hörten wir solch eine nützliche Rede. Einige von uns haben Dich 2 oder 3 mal gehört und wir sehen ein, daß du Recht hast. Wir können Dir gar nicht genug danken dafür, daß Du so weit hergekommen bist, um uns zu helfen. Gott hat Dir fünf Talente gegeben, fahre fort sie zu unserem Wohle zu gebrauchen. Werde unser nicht überdrüssig, wenn wir Dir nicht gleich folgen, habe Geduld mit uns. Du hast uns

ja so große Liebe gezeigt. Wir wundern uns, daß ein weißer Mann sich so viel Mühe gibt, uns zu belehren. Wir bitten Dich, verlaß uns nicht, komme bestimmt nächstes Jahr wieder und erzähle uns dann noch mehr. Als bessere Männer gehen wir nun von dieser Zusammenkunft heim.“

Ich konnte auf dieser Reise auch feststellen, daß die Eingeborenen der Transkei bereits 7 Volksbanken gegründet hatten. Das war der Erfolg meiner Vorträge im vergangenen Jahr. Sie zeigten mir ihre Bücher und stellten einige Fragen. Eine dieser Banken schrieb mir im letzten April: „Wir betrachten Dich als den Vater unserer Genossenschaft. Denn bevor Du zu uns sprachst und uns den Weg zu Erfolg und Wohlstand zeigtest, waren wir ganz im Dunkeln. So sei versichert, daß mir immer noch von Dir Leitung und Führung erhoffen.“ Als ich zu ihnen kam, erzählten sie mir, daß sie im letzten Jahr einen Reservefond von 1000 Mark zusammengebracht hatten.

Missionspost

Ehrlw. Br. Leonhard plaudert uns über Zuluanichten:

Wir hatten auf der Station einen ausgezeichneten Jagdhund, dem selten oder fast nie ein Hase entwich. Wenn der Hase nicht einen allzugroßen Vorsprung hatte, dann holte er ihn ein und hielt ihn fest, bis der Hütjunge kam und ihn tötete. Gewöhnlich ging der Hund mit dem Hüterburschen und half ihm die Herde zusammen zu halten. Doch nur zu oft vergaß der Bursche seine Pflicht und ging jagen. So kam es denn öfters vor, daß er einige Stück Vieh verlor. Als der Hütjunge nun eines Abends wieder meldete, daß er einige Ochsen verloren habe, fragte ihn der Br. Schaffner: „Du warst wohl jedenfalls auf der Jagd, anstatt die Herde zu hüten?“ Da antwortete der Bursche ganz treuherzig: „Mein Bruder, ich war nicht auf der Jagd; denn der Hund hat ja den Hasen nicht erwischt.“

Es war an einem kalten und windigen Tage, der Himmel war den ganzen Tag bewölkt und als unsere Burschen feste am „Daha“ mischen waren. Die Schwarzen sind schon sonst sehr empfindlich gegen Kälte, kommt dann noch der Wind dazu, so sinkt ihr Humor unter den Gefrierpunkt. Im Laufe des Nachmittags brach die Sonne hie und da durch die Wolken, um gleich darauf wieder zu verschwinden, aber dabei war sie so bleich und schwach, daß man nichts von ihrer wohlthätigen Wärme verspürte. Als die Sonne nun wieder einmal für einige Minuten sichtbar wurde, da stellte einer von unsern ganz kleinen schwarzen Philosophen die Behauptung auf: „Das ist der Mond.“ Obwohl die größeren Burschen ihn belehrten und sagten, es sei die Sonne, so behauptete er gleich fest: „Das ist der Mond.“ Als sie ihn fragten, warum er so eigensinnig bei seiner Behauptung bleibe, meinte der kleine Philosoph: „Wenn die Sonne scheint, so wird es warm. Aber jetzt ist es nicht warm obwohl sie scheint, also ist es nicht die Sonne, sondern der Mond.“

Ein Mann hatte mit seiner Frau Streit und kam mit ihr zur Station, um denselben zu schlichten. Da aber der Vater Rektor nicht gerade anwesend war, so sagte der Schaffner er möge nächsten Sonntag kommen. Da entschuldigte sich aber jener schwarze Philosoph und sprach: „Bruder, am nächsten Sonntag kann ich nicht kommen; denn dann habe ich einen wehen Fuß.“



Br. Stanislaus Haselbacher, ein alter Missionsveteran

Der Judenknabe von Drag

Erzählung von Joseph Spillmann, S. J.

Nachdruck verboten!

Als ich in die Nähe dieser Synagoge gekommen war, sah ich auf dem Schilde eines ziemlich großen Hauses einen Granatapfel gemalt und darunter den Namen „Abel Abele“. Fragte also den ersten besten im Gedränge, und der war kein anderer als derselbige Pflastertreter, welcher mir schon vorher aufgefallen, ob dieses das Haus des reichen Abele sei, was der Bursche freundlich bejahte, und so ging ich stracks auf die Türe zu. Eine Magd öffnete und fragte sehr verwundert, was mein Begehren sei. Ob der reiche Abel Abele anwesend, forschte ich, worauf sie, wie ich erwartete, mit Nein antwortete; es sei niemand als die Frau zu Hause. Auf die weitere Frage, ob dieselbe willens wäre, ein Wort mit einem Kapuziner zu wechseln, welcher ihr Nachricht von ihrem Kinde bringe, meinte das Mädchen, daran sei nicht zu zweifeln, doch müsse es seine Herrin zuerst fragen. Hiermit ließ mich die Magd in dem dunklen Hausflur stehen. Da sind mir denn doch allerlei Bedenken gekommen, was mein P. Guardian zu solanem Abenteuer sagen würde, indem es mir jetzt doch etwas gewagt vorkam, so ohne alle Begleitung in das Haus eines erbitterten Juden einzudringen.

Da aber das Mädchen bald kam und mich einlud, die Treppe hinauf in eine Stube des Hinterhauses zu kommen, dachte ich: „Wer A sagt, muß auch B sagen“, empfahl mich meinem heiligen Schutzengel und folgte der Magd.

Fand also in einer mit gar kostbaren Geräten schön gezierten Stube eine Frau in den mittleren Jahren, die viel Siechtum, vielleicht auch Kummer und Elend erlebt haben mochte — so wenigstens sah sie mir aus. Die schaute mich mit ihren rot geweinten Augen fragend an und sagte: „Bringet Ihr Kunde von meinem Abel? O wenn Ihr wüßtet, was das Herz einer Mutter leidet, nie hättet Ihr mein Kind genommen!“

„Gute Frau“, sagte ich, von ihrem großen Schmerze gar sehr ergriffen, „glaubet mir, das ich Euer Leid recht wohl verstehe; aber Gott pflegt diejenigen, so er liebt, durch Leiden zur Freude zu führen. Auch Euch ruft er, ich weiß es; Ihr glaubt, wie Euer gutes Kind, an

Jesum von Nazareth oder steht doch wenigstens diesem Glauben nicht ferne. Abel selbst erzählt mir —“

„Abel“, unterbrach mich die Frau, „Abel — also Ihr, Ihr habt mit ihm geredet; Ihr seid es wohl selbst, der ihn zur Flucht verführte!“

„Wohl redete ich vor einer halben Stunde noch mit Eurem lieben Knaben, und er ist es, der mich hierher schickt, Euch zu grüßen und Euch zu bitten, seinem Beispiel zu folgen, derweil Euer Mann abwesend ist.“

„O mein Kind! Mein Abel! Ihr, Ihr habt ihn mir genommen!“ schluchzte sie.

„Nicht ich, gute Frau. Gott, der einst zu Abraham sagte: „Verlaß dein Land und deine Sippe!“ hat ihn gerufen, und Euer Knabe hatte den Mut, diesem Rufe zu folgen. O es ist ihm schwer geworden, Eurem Wege und nicht wegen Geld und Gut, und nur der Gedanke, daß Maria, die Tochter Davids, auch Euch aus der Knechtschaft Aegyptens in das wahre Gelobte Land, verführe in die Kirche ihres Sohnes, führen werde, gab ihm Kraft und Stärke zu dem Opfer, welches die Trennung von Euch ihm auferlegte. Folget also demselben Rufe der Gnade, welcher auch an Euch ergeht. Wie hättet Ihr sonst Eurem Kinde das hl. Skapulier geben können?“

Aber noch immer war der Jammer von Abels Mutter zu groß, und in ihrer Aufregung konnte sie meine Trost Worte nicht recht fassen. Ließ sie also selbst dieses und jenes von dem Knaben erzählen, wobei ihre Zähren reichlich flossen, und das tröstet, wie ich des öfteren erfahren, mehr als alle noch so wohlgelegten Zusprüche. Bei dieser Gelegenheit erfuhr ich aus ihrem Munde, welch mildes und mitleidiges Herz der Knabe vom lieben Gott erhalten und wie es schier von der Wiege an seine größte Lust gewesen, sein Vesperbrot mit armen Kindern zu teilen.

Da sagte ich: „Sehet nun, liebe Frau, wie der grundgütige Gott diese kleinen Opfer Eures Kindes gar so reichlich und wunderbarlich belohnte.“ Erzählte ihr von der gnadenreichen Einladung der Mutter Gottes. So sei es des Knaben heilige Pflicht gewesen, diesem Rufe der Tochter Davids zu folgen, und er habe das Opfer gebracht, um auch für die Ib.

Mutter die Gnade der Befehrung von Gott zu ersehen, und täglich bete er auf seinen Knien für sie und ihr Heil.

Jetzt wurde die unglückliche Frau ruhiger, und ihr Herz schien sich der Gnade zu öffnen. Sie erzählte mir aus ihrem Leben, das der Herr gar rauh und dornenvoll gemacht hatte. Durch das Gesetz gezwungen, hatte der reiche Abele die arme Verwandte geheiratet, und wenn schon alle Judenweiber im Vergleich mit den christlichen Frauen nur als Mägde, ja Sklavinnen behandelt werden, so war das bei der armen Sara nur noch mehr der Fall. Oftmals erfuhr das ängstliche und furchtsame Wesen von ihrem Schwert die roheste Behandlung. Eine christliche Magd hatte sie mit der Wahrheit unserer christlichen Religion vertraut gemacht und halb und halb beredet, ihrem traurigen Lose zu entfliehen und sich taufen zu lassen. Da kam Abele hinter die Pläne seines Weibes; er peitschte die Magd aus dem Hause, schlug die Mutter seines Kindes grausam und verfolgte sie seither mit um so ingrimmigerem Argwohn und Haß, je mehr er mitunter gewährte, daß sein einziges Kind zu den verhaßten Christen hinneige. Was unter solchen Umständen Sara zu leiden hatte, kann sich männiglich vorstellen; ja sie kam dabei nahezu um den Verstand, indem einerseits ihr Gewissen sie anstachelte, mit dem Knaben der Gewalt des alten Abele zu entfliehen, anderseits beim bloßen Gedanken an des zornmütigen Vaters Grimm eine wahre Todesangst ihre Entschlüsse lähmte.

Solches erfuhr ich von der armen Frau; glaubte also das Eisen schmieden zu müssen, solange es glühte, und setzte ihr gewaltig zu, auch Himmel und Hölle in Bewegung, daß sie jeko die günstige Gelegenheit der Abwesenheit ihres Mannes ergreife und alsbald zu ihrem Knaben in das Proselytenhaus flüchte. Dort würde sie vor der Wut ihres Mannes völlig gesichert sein, und so wollte ich selbst sie sofort zu ihrem lieben Abel bringen. Schon war sie ziemlich entschlossen, und ich frohlockte bereits über den Sieg der Gnade; dachte auch an den Jubel, wenn ich dem betäubten Kinde so rasch und unverhofft seine Mutter bringen würde: da sollte ich erfahren, daß ein solcher Seelengewinn nicht um so leichten Preis wie mein eitel Gerede zu erzielen sei.

Item: es riß die Magd unversehens die Stubentüre auf und rief, wiewohl

mit gedämpfter Stimme: „Der Herr kommt!“ Männiglich kann sich unsern Schrecken vorstellen; doch hatte die Jüdin noch so viel Geistesgegenwart, daß sie rasch eine anstoßende Kammertüre öffnete, mir winkte, dort hinein zu flüchten, und selbst, bevor ich recht zu mir selber gekommen war, hinter mir zudrückte. Es war auch die höchste Zeit; denn so mich der Jude in seinem ersten Grimm erblickt hätte, so glaube ich ganz gewiß, er hätte mich erwürgt.

Gewaltig erschrocken schaute ich mich in der kleinen Kammer um, ob ich etwa durch eine andere Türe die Treppe gewinnen und ins Freie entkommen möchte, erblickte auch eine solche, aber sie war verschlossen, und unter dem einzigen Fenster, das überdies fest vergittert war, gewährte ich den großen Judenkirchhof, in der Nähe der genannten Altneuschule der allda mitten zwischen den Häusern gelegen ist. Hatte freilich für den Augenblick wenig Lust, die unzähligen allda aufgehäuften und mit hebräischen Inschriften bedeckten Grabsteine zu betrachten; dachte vielmehr, da ich nach keiner Seite ein Entkommen sah, an mein eigenes Grab und suchte meine arme Seele durch eine gute Reue und Leid auf den Eintritt vor ihren ewigen Richter vorzubereiten, wie ich denn von der Hand des rasenden Juden nichts anderes als den Tod erwartete. Erwog auch in meinem Herzen, ob dies gefährliche Abenteuer nicht als wohlverdiente Strafe von Gott über mich verhängt sei, weil ich ohne Vorwissen meines Guardians den kleinen Abele besuchte und meinen Weg durch die Judenstadt genommen hatte. In meinem Schrecken verlor ich mich der heiligen Jungfrau zu einem wöchentlichen Fasttage, wenn sie mich in Gnaden aus diesem schlimmen Handel erretten würde.

Während ich so in der Kammer teils an meine Flucht, teils auch an mein nahes Ende dachte, hörte ich nach wenigen Augenblicken nebenan die Türe heftig öffnen und schließen, dann schrie eine rauhe Stimme: „Weib, wo ist mein Knabe?“

Das war der alte Abele, der ganz unermutet rasch von seiner Fahrt nach Venedig zurückgekehrt war. Er zog nämlich in Angelegenheiten seines Handels dorthin, ja noch viel weiter, bis Konstantinopel und Amsterdam. Wie ich nachher vernommen habe, erfuhr derselbe gleich bei seinem Eintritt in die Judenstadt von

seinem Stiefbruder, so der Rabbiner an der Altneuschule war, mit wenigen Worten, was sich gestern Abend mit seinem Kinde begeben, und es begleitete ihn der genannte Rabbiner alsbald nach seinem Hause.

Dieser nun antwortete, da die Frau in ihren Angsten keine Silbe herausbrachte: „Hab' ich es dir nicht gesagt? Die Baalspaffen, die Jesuiten und Bettelmönche, haben dein Kind in das Haus des Verderbens geschleppt — dein Fleisch und Blut ist in den Händen Beelzebubs!“

Da hörte ich, wie der Mann mit einem Wutschrei sein Gewand faßte und zerriß — das knirschte vernehmlich —, und dann machte er heftige Schritte durch das Zimmer; sonst war alles mäuschenstill. Doch konnte er seinen Grimm nicht lange bemeistern, und ich will hier beileibe nicht alle die schrecklichen Flüche niederschreiben, die er zumeist in hebräischer Sprache ausstieß und die ich daher auch nicht völlig verstand, wofür ich Gott von Herzen danke. Gleichwohl habe ich genug gehört, daß mir die Haare zu Berg stiegen und ich mich mit dem heiligen Kreuz bezeichnete.

„Ha, die Goim!“ schrie er unter anderem — das Wort bedeutet soviel als „Heiden“; so schelten nämlich die verstorbenen Juden uns ehrliche Christenleute — „ha, die Goim! Haben sie mein einziges Kind geraubt! Haben es die Baalspaffen in ihren Netzen gefangen! Soll es den Nazarener, den Zimmermannssohn, anbeten — mein Abel, mein eigen Fleisch und Blut! Und o, ich kenne sie, diese Seelenjäger, diese Jesuiten und Bettelmönche — mein Gold, mein gutes, rotes Gold, das ich sauer genug aus der Hand der Goim gewonnen, das der Herr in meine Truhe gelegt, auf dieses haben sie es abgesehen, dessen wollen sie sich bemeistern! Aber, so wahr ich lebe und in Abrahams Schoß zu fahren hoffe, es soll ihnen nicht gelingen! Keinen roten Heller sollen ihre Finger berühren; eher will ich das letzte Goldstück in die Molderau werfen und mein Haus und Warenlager niederbrennen, als daß diese Baalspaffen mein gutes Geld erhaschen sollten!“

So und in ähnlicher Weise schalt und raste der alte Abele, und es schämte sich der Filz nicht, sein eigenes schmutziges Laster der katholischen Klerisei anzuhängen, er, der sein ganzes Leben damit zugebracht hatte, einer ehrlichen Christen-

heit zum Nachtheile zu schinden und zu schaben! Aber so sind die Menschen stets geneigt, gerade ihre eigenen Sünden dem lieben Nächsten anzuhängen. Ich hatte jedoch damals wenige Zeit, solche oder ähnliche Erwägungen anzustellen, indem ich hörte, wie der Abele, nachdem er eine Weile in der Stube unter lautem Schelten hin und her gegangen, sich in seiner Wut plötzlich auf sein Weib, die Sara, stürzte, und es halt wenig, daß diese mit lautem Jammern ihre Unschuld an der Flucht beteuerte. Der Jude würde sie wohl in seinem Grimm erschlagen haben, wenn ich mich nicht ins Mittel gelegt und die gute Frau vor dem Allerschlimmsten bewahrt hätte.

Da ich nämlich ihr ängstliches Hilgeschrei hörte, erfaßte mich der eine Gedanke, daß diese arme Seele jetzt in ihren Sünden ohne Taufe aus der Welt scheiden und vor ihren Richter treten müsse, vergaß so aller Todesfurcht und öffnete plötzlich die Kammertüre mit dem Rufe: „Zurück, Unglücklicher! Willst du dein unschuldiges Weib ermorden? Da, morde mich; ich habe deinen Knaben in das Prosehtenhaus geführt!“

Nicht daß solche Rede irgendwie zu meinem Lobe gereichen solle, da ich sie keineswegs mit überlegtem Mute, sondern vielmehr aus blindem Antriebe, wie der heilige Schutzengel es mir eingab, geredet habe. Es ist aber kaum zu sagen, wie sehr die beiden Juden ob meines urplötzlichen Erscheinens erschrocken sind; ja sie wähten schier, ich sei ein Gespenst, und ließ der alte Abele auch sofort von seinem Weibe ab. Da er jedoch sah, daß ich nur ein sterblicher Kapuziner sei, und hörte, daß ich seinen Knaben in das Prosehtenhaus geführt, wandte sich alsbald sein Grimm gegen mich. Er sprang wie ein Tigertier an meine Kehle, so daß ich meine Seele Gott empfahl und mein letztes Stündchen gekommen glaubte, dieweil der Jude, ein großer, breitschulteriger Mann, auch mir an Kräften weit überlegen war, obwohl sein Haar und Bart schon stark ins Graue spielten. Da kam mir der Rabbiner, der seine Überlegung nicht so gänzlich verloren hatte wie sein rasender Bruder, zu Hilfe. Er riß ihn von mir los und sagte zu ihm: „Was nützt es dir, so du den Mönch erwürgst? Glaubst du, das könnte verborgen bleiben? Hat man ihn nicht in dein Haus gehen sehen? Soll die ganze Synagoge die bittere Frucht deiner Rache tragen?“

Ist es dir nicht nützlicher, wenn du ihn dahin bringst, den Knaben wieder herauszugeben?"

Wirklich brachten diese Worte den alten Abele etwas zur Besinnung, und nun begannen beide, bald mit Drohung bald mit Versprechen, mich zu drängen, daß ich den Knaben wieder in ihre Hände spiele. Es hat mich aber Gott mit seiner Gnade väterlich vor einem so schmähligen Verrate beschützt. Schließlich schnallte der Jude eine schwere Geldkase los und schüttelte die goldenen Dukaten auf

Gewalttat an ihr nicht ungerächt bleiben.

Gott, seiner gnadenreichen Mutter und allen lieben Heiligen sei gedankt, die mir in dieser schweren Stunde schützend zur Seite standen! Daß ich frei aufatmete, als ich endlich wider Erwarten heil aus dem düstern Hause heraustrat, wird mir männiglich glauben. Zauderte auch nicht länger, sondern schritt an dem großen Judentirchhof und der Synagoge vorbei rasch fürbaß und wurde erst etwas ruhiger, als ich das Stadttor hinter mir hatte.



Die Ordensgemeinde in Lourdes, Ostgriqualand

den Tisch, so viele ich meiner Lebtag nicht geschaut, vermeinend, er könne so einen Kapuziner fangen, dem seine Regel auch nur ein Geldstück anzurühren verbietet! Sagte ihm also bloß den alten Spruch: Pecunia tua tecum sit in perditionem („Dein Geld sei mit dir zum Verderben“, Apostelgeschichte am 8.), worauf sie mich, wiewohl mit den Zähnen knirschend, meines Weges gehen ließen, wahrscheinlich weil nach Abweisung eines solchen Grundes in ihren Augen alle andern Gründe erfolglos scheinen mußten. Unter der Türe noch sagte ich, sie sollen der Frau schonen; ich wolle bei der Obrigkeit Anzeige machen, und so würde eine

Während ich nun etwas langsamer meines Weges ging, bemerkte ich auch, daß der junge Mensch, den ich schon heute dem Prosehtenhanse gegenüber und dann wieder in der Judenstadt gesehen, mir auf dem Fuße folge. Ich sagte denselben etwas näher ins Auge; da fiel mir auf, daß der Bursche in seinem Gesichte einem Juden so ähnlich sehe, wie ein Ei dem andern, während er doch einen ehrlichen Christenrock trug, und wollte ihn schon fragen, ob er ein Christ oder ein Jud sei, als er mir mit den Worten zuvorkam:

„Gott sei Dank, hochwürdiger P. Gebalde, daß ich Euch wiederum in

Eurem Leibe vor mir sehe! Muß Euch schon sagen, daß ich in der letzten Stunde Eurem wegen in nicht geringer Angst und Sorge war, ja auf dem Punkte stand, die Scharwache herbeizuholen. Sah ich Euch doch in das Haus des reichen Abele treten, und ich weiß wohl, daß dessen einzig Kind gestern abend in das Prosephenhaus ging — auch ich bin in demselben seit Jahresfrist, aus einem verstorbenen Israeliten durch Gottes Gnade ein Christ geworden. Mein Name ist Rose, früher Abraham, jetzt aber durch Gottes Gnade Franziskus Rose, Ew. Hochwürden, nach Eurem gloriwürdigen Erzbater von Assisi. War also in Furcht und Zittern und glaubte sicher, Euer Hochwürden hätten von der Hand des alten Abele und seines Bruders, des Rabbiners, die ich bald darauf in sichtbarer Erregung eintreten sah, den Martortod empfangen. Nun sei Gott ewig Lob und Preis, der Euch wie einen zweiten Daniel aus dieser Löwengrube errettete!“

„Da sieh, P. Sebalde“, sagte ich zu mir selber; „ei, ei, wie du wieder mit deinen freventlichen Urteilen daneben geschlagen hast! Wann wirst du endlich den Spruch des Völkerlehrers befolgen: Nolite iudicare — „Urteile nicht?“ Hast du nun nicht in deiner Herzensbosheit diesen frommen Mitbruder in Christo, der in so großer Liebe um dich besorgt ist, einen Taugenichts und einen Pflastertreter genannt, ja ihn schier für einen Spion

gehalten, und er hat inzwischen über dein Leben gewacht. — P. Sebalde, da nimm dich wieder selber bei der Nase!“

So schalt ich mich in meinem Herzen und redete dann, um mein Unrecht nach Kräften gutzumachen, gar liebevoll und zutraulich mit dem Burschen. Er ging eine gute Strecke mit mir, und ich erzählte ihm alles von dem kleinen Abele, seiner Mutter und seinem Vater, gab ihm auch den Auftrag, das ganze Abenteuer meinem P. Guardian zu melden, damit er nach seiner Weisheit der armen Sara zu Hilfe käme. Das versprach er alles gern und fügte bei, er werde mit viel Freuden nach Rostok oder Salow mir Kunde bringen, damit ich wisse, wie es um meinen lieben Knaben und dessen Mutter bestellt sei. Glaubte also an dem jungen Burschen einen treuen Bruder gefunden zu haben, dem ich getrost die Hut über den kleinen Abele überlassen könnte, und ahnte nicht, daß ich drauf und dran war, den Bock zum Gärtner und den Wolf zum Schäferhund zu machen.

Ja, wenn man alles wüßte! — So aber schüttelten wir uns die Hände, und da im selben Augenblicke gerade von den Türmen der Stadt zu Mittag der Englische Gruß geläutet wurde — hörte das herrliche Glockenspiel der Loreto Kirche neben unserem Klosterlein ganz deutlich vom Grabschrein herübertönen —, betete ich den „Engel des Herrn“ vor, und der Rose antwortete; dann schieden wir.

III. Wie der kleine Abele in seines Vaters Gewalt kommt.

Ohne weiteren Anfall bin ich zu dem alten bettlägerigen Pfarrherrn von Rostok gekommen und wurde allda freundlich empfangen, auch mit einem Glas alten Ungarwein, das so eine edle Gabe Gottes und nach dem heutigen Abenteuer für meine müden Gebeine ein sonderliches Labfal war, gastlich bewirtet. Dann gab es in den nächsten Tagen Arbeit mehr als genug, indem die Bauersleute der Umgegend infolge des Siechtums ihres Seelsorgers in ihren Christenpflichten schier saumselig, ja beinahe verwildert waren, nun aber anlässlich des großen, gnadenreichen Jubiläums dem mütterlichen Rufe der Kirche doch nachkommen wollten. Am meisten gaben mir die Christenlehren zu tun; denn ich mußte die lb. Jugend von mehreren Jahrgängen zur Beicht und Kommunion vorbereiten, und ob mich die widerhaarigen Buben

oder die Mägdlein, denen die Zunge nicht leichtlich stille steht, mehr auf die Geduldprobe stellten, will ich nicht entscheiden. Es wußten aber die wenigsten die zum Heile notwendigen Stücke herzusagen, von den acht Seligkeiten und den neun fremden Sünden will ich ganzlich schweigen. Hab' ihnen aber doch mit der Gnade Gottes so viel vom Eanisi eingetrichtert, daß fast alle zu den hl. Sakramenten hintreten konnten.

Vor lauter Laufen und Rennen von Hof zu Hof, Predigen und Beicht hören, Schul- und Kinderlehre halten hatte ich den kleinen Abele schier vergessen. Da ging ich am heiligen Palmsonntag aus der Kirche ganz müde nach dem Pfarrhofe zurück. Ich hatte in der Predigt recht beweglich über den Jubel der unschuldigen Judenkindelein geredet, die da gerufen: „Hosanna dem Sohne Davids!“

und über den giftigen Neid der Schriftgelehrten und Pharisäer, welche wollten, daß der Herr den Kleinen Stillschweigen auferlege — wobei mir urplötzlich, daß ich schier darob den Faden verloren hätte, der kleine Abele einfiel —, und siehe, da ich aus der Sakristei trete, steht am Gartentürchen des Pfarrhofes der bekehrte Jude, welcher mir neulich eine so große Liebe bezeugt hatte.

Der grüßte mich über die Maßen freundlich mit dem katholischen Lobspruch, küßte mir ein um das andere Mal die Hand und nannte mich so oftmals „hochwürdiger“ und „lieber Vater Sebalde“, daß es mir beinahe zu viel wurde. Schrieb gleichwohl alles der übergroßen Ehrfurcht vor dem hl. Priesterstande zu, die man bei den Neubekehrten oftmals findet, und schlug dieses Mal alle bösen Gedanken tapfer aus.

Wie der Rose sagte, kam er eigens von Prag, um mich zu sehen und mir nebst vielen Grüßen ein Briefchen des kleinen Abel zu bringen. Das las ich sofort und war dadurch so gerührt, daß ich den Boten mit ins Pfarrhaus nahm und zu nicht geringem Ärger der Haushälterin meinen Imbiß mit ihm teilte.

Ob nun der Brief wirklich von dem hl. Abele war, wie ich damals fest glaubte, oder ob der Erzschelm ihn selbst geschrieben, kann ich nicht sagen, meine aber jezo schier das letztere. Er lautet aber folgendermaßen:

„Hochwürdiger und viellieber Vater!

Ich bin nun schon einige Wochen im Proselytenhause und habe es mit Gottes Gnade in der Erlernung des Canisi so weit gebracht, daß ich nach gestern glücklich bestandenem Examen, dem auch der hochwürdige Rektor von St. Klemens beistand, nächsten Karfreitag durch das Bad der Taufe Gott und der Kirche geboren werden soll. Freuet Euch und frohlocket mit mir! Damit aber mein Jubel am kommenden Samstag voll sei, müßt Ihr heireinkommen und Zeugnis meines Glückes sein; saget nicht, das sei unmöglich, anertwogen mich solches sehr betrüben würde.

In den letzten Wochen habe ich Eures Trostes sehr entbehrt; Ihr müßt nämlich wissen, daß mein Vater alles aufbietet, um meinen Entschluß zu erschüttern. Er hat auch dem Patron des Proselytenhauses und dessen Frau tausend Goldgulden geboten, so sie mich ihm ausliefern wollten, was aber diese frommen Leute nicht angenommen haben. Einmal

drohte er mir, meine Mutter solle meinen Eigensinn entgelten; das hat mir bittere Jähren erpreßt, namentlich nachher auf meinem Kämmerlein. Viel Trost spendet mir der junge Rose den Ihr mir zugesandt und der Euch dieses Briefchen zustellt. Fast täglich besucht er mich und stärkt mich in meinen guten Entschlüssen, so daß ich ihn nach Euer Hochwürden für meinen besten Freund betrachte. Schicket mir durch denselben die erwünschte Antwort und ermangelt nicht, nächsten Samstag zu guter Stunde einzutreffen, damit voll sei die Freude Eures kleinen Abel, eines Kindes der lieben Mutter Gottes.

Das Brieflein gefiel mir über die Maßen wohl, und ich überlegte hin und her, wie ich es anstellen könnte, um auf den Karfreitag nach Prag zu kommen. Ja, wäre es ein anderer Tag gewesen, so hätten mich meine alten Beine schon hineingetragen und zeitig wieder zurückgebracht! Jetzt aber fiel mir kein anderes Auskunfts Mittel ein als ein Brief an meinen P. Guardian, in welchem ich denselben auf das beweglichste bat, er möge meinem Herzen nach den Mühsalen der heiligen Fastenzeit diese trostreiche Osterfreude gnädiglich zuwenden, indem ja für den einen Karfreitagmorgen der alte P. Modestus zur Not sich behelfen könnte; ich würde ihn auf einem Bauernwägelin holen lassen. Setzte mich also nach Tische hin und schrieb das alles mit eindringlichen Worten nieder, anstatt der lieben Jugend Christenlehre zu halten. Dann ließ ich dem Rose einen guten Abschiedstrunk kredenzen, schenkte ihm einige Gnadenpfennige und suchte für den kleinen Abele das schönste Bild aus meinem Brevier, eine Mutter Gottes von Altötting, gar sauberlich auf Pergament gemalt und rundum zierlich verguldet. Auf der Rückseite schrieb ich den schönen Spruch des heiligen Jünglings Stanislaus Kostka: Mater Dei, mater mea, das heißt: „Die Mutter Gottes ist meine Mutter“, und ließ so dem Erzschelm mit Brief, Bild und Gnadenpfennigen im Namen des Herrn laufen.

Will nämlich nur gleich hier erzählen, was dieser Rose für ein sauberes Pflänzchen gewesen ist; als es zu spät war, habe ich alles gehört. Es hat derselbe von Kindesbeinen an nicht viel getaucht, war auch in Wien, nicht älter als sechzehn Jahre seiner langen Finger wegen vom Henker gestäubt und aus der Stadt verjagt worden. Er strich nun hier und dort

im Lande umher und kam endlich krank und elend auch nach Böhmen und Prag. Dasselbst hörte er, weiß nicht von wem, von dem Proselytenhaus, und daß daselbe seiner Stiftung gemäß jeden Juden aufnehmen und versorgen müsse, der sich zum Christentum bekehren wolle. Das war ihm in seiner schlimmen Lage ein gebratenes Hühnchen; besann sich also nicht lang, sondern meldete sich und wußte die Augen so fromm zu verdrehen — wie ich solches ja auch selber an ihm erfahren — daß man ihn aufnahm, hegte und pflegte, und daß alle meinten, man habe an ihm — ich weiß nicht was für ein echtes Goldkorn gefunden. Ja der Episkope ging in seiner heillosen Heuschrecke so weit, daß er sakrilegischerweise das heilige Taufwasser über sich gießen ließ; meinte wohl, man würde ihm nunmehr Geld und Gut genug geben. Da man ihn aber statt dessen nur einem christlichen Kaufherrn als Laufburschen empfahl, entschloß er sich, eine günstige Gelegenheit abzuwarten und mit dem ersten besten Raube, der ihm gelingen würde, auf Reisen zu gehen und sein Glück anderswo, sei es unter den Juden oder unter den Christen, zu versuchen.

So war der Rose gestimmt, als er zufällig an jenem Abende mich zugleich mit dem Rektor von Sankt Klemens den kleinen Abele in das Proselytenhaus führen sah. Ob er nun den kleinen zufällig kannte oder von andern erfuhr, daß

es der einzige Sohn des reichen Abele sei — kurz und gut, der Erzschelm faßte augenblicklich den Plan, die Sache nach der Weise des Judas Iskariot auszubenten. Rose wohnte dem Proselytenhause gegenüber. Als er mich nun des folgenden Tages daselbst vorsprechen sah, beschloß er alsbald, meine einfältige Gutmütigkeit, welche der durchtriebene Bursche mir wohl am Gesicht ablah, zu seinem teuflischen Unternehmen zu mißbrauchen. Der Geselle nestelte sich also an mir fest, und daß es ihm völlig gelungen ist, mich hinter das Licht zu führen, habe ich schon oben des weiteren mitgeteilt. Gott verzeihe dem getauften Juden seine Lügen, mir aber meine Leichtgläubigkeit!

Als er von mir weggegangen, begab sich der Judas geradewegs zum alten Abele und machte sich anheischig, dessen Kind, sei es durch List oder Gewalt, aus dem Proselytenhause fortzubringen und in die Hände des Vaters zu überliefern. Und sie wurden handelsmäßig, daß der Abele ihm in derselben Stunde vor Zeugen zweitausend Goldgulden zu bezahlen versprach, in welcher er ihm den Knaben vor dem Empfange der Taufe heil und gesund überliefern werde. „Beim Gott Abrahams!“ schwor der Abele, „ich will Euch das Geld geben; so er aber schon getauft und ein Nazarener ist, sollt Ihr keinen roten Heller bekommen!“

(Fortsetzung folgt).

Gebete und Opfer, die die Mariannhiller Mission für die Wohltäter Gott darbringt:

Jeden Tag werden zwei hl. Messen gelesen, eine für die Lebenden, eine für die verstorbenen Wohltäter.

Am Sonntag wird für die Wohltäter ein Hochamt gehalten.

In all unseren Häusern und auf allen Missionsstationen wird jeden Tag von Missionaren und schwarzen Christen besonders für die Wohltäter gebetet.

In allen Häusern wird monatlich eine Novene für die Wohltäter gehalten.

Für die Mitglieder des „Großen Liebeswerkes vom heiligen Paulus“ wird jede Woche noch eine hl. Messe gelesen, außerdem liest für sie auch jeder neu-geweihte Priester eine hl. Messe und es wird für sie auch alle Monate von allen Mitgliedern der Genossenschaft eine hl. Kommunion aufgeopfert.

Alle unsere Wohltäter haben Anteil an allen guten Werken und Verdiensten unserer Mission.

Gebetserhörungen

Bühl: Die . . . Mf. erhalten; herzlich-
ches Vergelts Gott für dieses Opfer.

R.: Dank dem hl. Joseph, hl. Anto-
nius, hl. Jud. Thaddäus für Erhörung.

Wolpersdorf M. N.: Durch die Für-
bitte des hl. Joseph, der hl. Mutter
Anna, des hl. Jud. Thaddäus, des hl.
Antonius, die ich sehr verehere, wurde
mir Hilfe zuteil. Zum Danke sende ich
diese Gabe.

Bauerwitz: Innigen Dank dem hl. Her-
zen Jesu, der Mutter v. der immerwäh-
renden Hilfe, dem hl. Joseph, der hl. kl.
Theresia v. R. I. und den armen Seelen
für Genesung aus schwerer Krankheit.

Zaborze, C. R.: Öffentlicher Dank dem
hlst. Herzen Jesu für auffallende Gene-
sung. Ich wurde von drei schweren
Krankheiten heimgesucht und wurde von
zwei Ärzten bereits aufgegeben, doch
durch das große Vertrauen auf Erhörung
von diesen Abeln wunderbar geheilt.

Mögen doch alle Verehrer stets großes
Vertrauen dem hlst. Herzen Jesu ent-
gegenbringen.

Schonowitz, A. W.: Anbei . . . Mf.
für die Mission zum Dank für erlangte
Hilfe dem hlst. Herzen Jesu, der lieben
Muttergottes, dem hl. Joseph, hl. Anna
und dem hl. Antonius mit der Bitte um
weitere Hilfe.

Barendt, J. R. Mf. . . . Missions-
almoſen als Dank dem lb. Jesukinde, der
Muttergottes, dem hl. Joseph, hl. An-
tonius, hl. Theresia v. R. I. für guten
Verlauf einer Operation meiner Frau.
Veröffentlichung war versprochen.

Hartlieb: Mf. . . . als Dank dem hl.
Antonius, der hl. Theresia v. R. I. für
Wiedererlangung des verlorenen Gel-
des.

Meleschwich, M. R.: . . . Mf. als Dank
dem hl. Judas Thaddäus für Erhörung
einer Bitte.

Urfahr, b. Linz, O. O.: Sende Mis-
sionsalmoſen aus Dankbarkeit zu Ehren
der lb. Gottesmutter Maria, dem heil.
Joseph und der hl. Theresia v. R. I. für
erlangte Hilfe.

Fernitz, Stmk.: Innigen Dank dem
hlst. Herzen Jesu und Maria, dem heil.
Antonius und den lb. armen Seelen für
Wiederfindung eines größeren Geldbe-
trages. Veröffentlichung ist versprochen.

Gerthe: Vielen Dank der lb. Gottes-
mutter, dem hl. Joseph, dem hl. Anto-

nus und der kl. hl. Theresia für Erhö-
rung in großen Anliegen.

Boßwinkel: Dank dem hl. Joseph für
Erhörung in einem Anliegen mit der
Bitte um weitere Hilfe. Veröffentlichung
war versprochen.

Mittelbrochhagen: Innigen Dank dem
hl. Joseph und der hl. Theresia v. R. I.
für wunderbare Hilfe in schwerer Krank-
heit und um weitere Hilfe in 2 schweren
Anliegen.

Sand: Herzlichen Dank dem göttlichen
Herzen Jesu, der lb. Gottesmutter, dem
hl. Joseph und der kl. hl. Theresia für
Hilfe in schweren Anliegen.

Berg, Gladbach: Dem Prager Jesukind,
dem hl. Antonius und den armen Seelen
sei Dank für erlangte Hilfe.

Essen: Dank dem hl. Joseph und dem
hl. Antonius für erhörte Bitte.

Rheinbrohe: Dank der lb. Gottesmut-
ter und dem hl. Joseph für Erhörung in
zwei Fällen. Veröffentlichung war ver-
sprochen.

R. M.: Sende Antoniusbrot zum
Dank für Wiederfindung verlorener Sa-
chen, auf die Fürbitte des hl. Antonius.

R. M. Ein Heidenkind als Dank und
Bitte.

G. in C.: Tausendsachen Dank dem
lb. hl. Joseph für Hilfe in einem Anlie-
gen mit der Bitte um weitere Hilfe.

N. Marburg: Für Erhörung in
schwerer Krankheit war ein Heidenkind
zur Taufe versprochen, zu Ehren der lb.
Mutter Gottes, der hl. Theresia v. R. I.
und innigen Dank für erhaltene Hilfe.

Heimersheim: Dank dem hlst. Herzen
Jesu, der lb. Mutter Gottes und der kl.
hl. Theresia v. R. I. für Hilfe bei einer
Krankheit.

Ravensburg: Herzlichen Dank dem hl.
Joseph für erlangte Gesundheit nach
schwerer Operation.

Bühl: Herzliches Vergelts Gott für
geandte . . . Mark. Es wird alles nach
Wunsch baldigst besorgt.

Lauda: Innigen Dank dem hlst. Herzen
Jesu, der lb. Mutter Gottes vom guten
Rat, dem hl. Joseph, dem hl. Antonius
für Hilfe in schwerer Not.

Achem: Herzinnigen Dank dem großen
Wundertäter und mächtigen Fürbitter,
dem hl. Antonius für schnelle Hilfe in
großer Not.

Nachdruck sämtlicher Original-Artikel verboten, bei Uebersetzung gerne gestattet.
Verantwortlicher Redakteur Pater Dominikus Sauerland, Würzburg, Meißner Ring 3
Druck und Verlag der Missionsdruckerei St. Joseph, Reimlingen, Bayr.-Schwaben.

gisterter Lust standhalten könnten . . . Das Fehlen des religiösen Unterrichtes können die Bischöfe nicht lindern, weil zur Errichtung katholischer Schulen sowohl die Gelder als die Lehrer fehlen. In den drei Republiken Salvador, Honduras, Panama gibt es nur drei katholische Zeitungen, die wenigen bescheidenen religiösen Zeitschriften leben von Almosen. Es fehlt vor allem die Grundlage jedes christlichen Lebens, daß der an europäische Verhältnisse Gewöhnte sich nur schwer ein Bild davon machen kann. Zentralamerika hat eine Ausdehnung von 465 188 Quadratkilometern, d. h. es ist fast so groß wie Spanien. Die Bevölkerung, fünfeinhalb Millionen Menschen, wohnt weit zerstreut, was die Seelsorgsarbeit bedeutend erschwert. Nun gibt es in Spanien etwa 50 000 Priester und sehr viele religiöse Laienkongregationen. In den 6 Republiken Mittelamerikas leben nur 574 Priester. Das apostolische Vikariat Bluefields kommt Valencia und Katalonien gleich; während aber dort 7 000 Priester arbeiten, zählt man hier nur 9. Holland, dreimal kleiner als Guatemala und zum größeren Teil protestantisch, hat 3 000 Weltpriester, Guatemala nur 62 . . . Der dritte Teil der Pfarren Mittelamerikas ist unbesetzt. Ein einziger Pfarrer hat oft 8 Pfarren abwechselnd zu besorgen. Die armen Pfarrer reiben sich in der Arbeit auf. Wenn keine Hilfe kommt, verlieren sie die Partie. Das Traurigste ist, daß Hoffnungen auf bessere Tage nicht sichtbar sind; Seminarien gibt es im größten Teil der Diözesen nicht, die vorhandenen sind halb leer. In ganz Zentralamerika zählt man nicht mehr als 50 Philosophie- und Theologiestudierende!"

Gemeinschaftsfahrten der katholischen Aktion ins heilige Land. Im kommenden Frühjahr veranstaltet die katholische Aktion von Tirol wieder Gemeinschaftsfahrten in das heilige Land. Die Teilnehmer fahren mit der neuen Palästinalinie von Triest nach Jaffa und halten sich neun Tage im heiligen Lande auf. Dort besuchen sie alle heiligen Stätten so insbesondere Jerusalem, Bethlehäm, St. Johann im Gebirge, Emmaus, das Tote Meer, Jericho, den Jordan, Jakobsbrunnen, den Berg Sabor, Rana, Rapharnaum, Tiberias, Nazareth und den Berg Karmel. Die ganze Fahrt dauert 20 Tage und kostet 3. Klasse 27 engl. Pfund; 2. Klasse 45 engl. Pfund. Den einzelnen Teilnehmern wird gegen entsprechende Aufzahlung Gelegenheit geboten, sich noch länger im heiligen Lande aufzuhalten (23 Tage), Ägypten zu besu-

chen und wenn sie wollen, auch mit einem Luxusdampfer der Eilinie des Lloyd Triestino die Heimreise anzutreten. Außerdem nimmt die katholische Aktion auch solche Teilnehmer auf, welche nur die Seereise allein machen wollen, im heiligen Lande aber selbständig die heiligen Orte besuchen wollen. Nähere Auskunft erteilt die katholische Aktion, wobei bemerkt wird, daß bei brieflichen Beantwortungen Retourmarken beigelegt werden mögen. Anfragen und Anmeldungen sind zu richten an die katholische Aktion Innsbruck, Theresienstraße 40.

Die Wallfahrt nach Lourdes und nach Lisieux mit einem Besuch von Paris, Marseille, Freiburg usw. findet in der Zeit vom 13. bis 23. Mai statt. Preis 450 Schilling. Die Wallfahrt nach Lisieux mit einem Besuch von Paris und Maria Einsiedeln ist in der Zeit vom 30. April bis 6. Mai. Preis 230 Schilling. Anmeldungen sind zu richten an die katholische Aktion, Innsbruck, Maria Theresienstraße 40.

Wieviel Deutsche leben vom Tabak? Der Deutsche verbraucht jährlich durchschnittlich 500 Zigaretten und 100 Zigarren. Dabei ist zu bedenken, daß auch heute schon sehr viele Frauen rauchen. Zu den 500 Zigaretten und 100 Zigarren gesellt sich im Durchschnitt berechnet ein halbes Kilogramm Rauchtabak. Man hat weiterhin berechnet, daß jeder Deutsche im Durchschnitt jährlich 2121 Zündhölzer aufzünden läßt. Davon wird aus dem Auslande für jeden Deutschen nur ein einziges Streichholz jährlich eingeführt. 69 Fabriken beschäftigen ungefähr dreitausend Personen, die mit der Herstellung von Zündhölzern betraut sind und die im Jahre etwa 134 Milliarden herstellen. Für die Verarbeitung von Tabak und Tabakwaren sind 14 929 Betriebe mit einer Belegschaft von 214 000 Personen bemüht. Sie verwerten die Ernten von etwa 60 000 deutschen Tabakpflanzern, die ungefähr 200 000 Doppelzentner Tabakblätter an die Fabriken abliefern. Eine enorm hohe Zahl machen die Tabakhändler aus. Deren gibt es in Deutschland 526 670, von denen 523 690 Kleinhändler sind. Durch diesen Umfang sind sie eine der kopfstärksten Gruppen im deutschen Berufsleben. Alles in allem genommen, kann man sagen, daß etwa unter Hinzurechnung der Familienangehörigen und dgl. 3 Millionen Menschen allein in Deutschland vom Tabak leben. Sodann kommt noch der Staatsäckel hinzu, der ebenfalls nicht allzu bescheiden in seinen Anforderungen ist. An Zünd-

holzsteuern hat jeder Deutsche 20 Pfennig zu zahlen, im ganzen 12,7 Millionen. Die Tabaksteuer bringt dem Staat jährlich 355 Millionen Mark ein und die besondere Materialsteuer für Zigaretten tabak außerdem noch einmal 177 Millionen Mark. Das macht pro Kopf der Bevölkerung im Jahre 11,30 Mark. An Tabakzoll hat jeder dann noch etwa 1 Mark zu zahlen; ergibt auch noch 65 Millionen Mark. Nach Preisklassen zu urteilen, raucht der Deutsche am meisten Zigaretten zu 4 und 5 Pfennig, Zigarren zu 10 bis 20 Pfennig.

Die „größten Männer der Welt“ im Wandel der Zeitengunst. Nach einer Zusammenstellung von Zeitungsrundfragen nach dem größten Mann der Gegenwart in einem Wiener Blatt entschieden sich anlässlich der Rundfrage eines Düsseldorfer Blattes im Jahre 1900 110 000 von 150 000 Antwortgebern für Kaiser Wilhelm II., 44 000 von 60 000 Antwortgebenden bei der gleichzeitigen Rundfrage einer Königsberger Zeitung ebenfalls für diesen Herrscher; ein Professor L. aus Köln bezeichnete Kaiser Wilhelm als Universalisten größten Stils, Historiker, Philosophen, Heerführer, Admiral, Staatsmann und Künstler in einem und behauptete, der Kaiser kenne infolge seiner gottbegnadeten Intuition genau die Geschichte der Zukunft. Eine große Zahl von Stimmen wurde im Westen für Papst Leo XIII., Virchow, Mommsen, Zola, Marconi, Krupp, Edison; im Osten für Tolstoi, Ibsen und Hauptmann abgegeben. Im selben Jahr veranstaltete die Londoner Daily Chronicle eine Rundfrage über dasselbe Thema; von 700 000 Antwortenden entschieden sich 500 000 für die Königin Victoria; an die zweite Stelle kam der Philosoph Spencer, dann

Booth, Marconi und der Schöpfer des antiseptischen Verfahrens, Lord Lister.

1911 ergab sich bei einer Rundfrage einer Dresdener Zeitung Richard Strauß als größter Mann der Gegenwart, dann folgten Hauptmann, Wedekind und Shaw. Als 1912 die Chicago Tribune auf eine entsprechende Rundfrage vier Millionen Antworten erhielt, entfielen eineinhalb Millionen von diesen Stimmen auf Henry Ford, eine Million auf John D. Rockefeller; der Rest der übrigen Stimmen fast ganz auf Carnegie und Morgan; kleine Stimmreste auch noch auf Madame Curie, Shaw und R. Strauß. Im Dezember 1918 ermittelte die „World“ auf diese Weise mit viereinhalb Millionen von fünf Millionen abgegebenen Stimmen den Präsidenten Wilson als den Heroen der Zeit, während bereits ein Jahr später bei einer Rundfrage der New-Yorker Times nur mehr knapp 1000 Stimmen sich für ihn entschieden; an der Spitze standen diesmal Einstein und Steinach, auf dessen Verjüngungsmethoden man damals noch überschwengliche Hoffnungen setzte. Die Leser der Londoner Times erklärten zu gleicher Zeit bei einer Rundfrage den Entdecker der Atomzertrümmerung den englischen Physiker Rutherford, als den größten Mann der Gegenwart, dann erst folgten Einstein, Shaw und Steinach; die Herrführer des Weltkrieges erhielten nur wenige Stimmen. 1922 entschied sich die überwiegende Mehrzahl anlässlich einer Rundfrage der New-Yorker Post für den Vorer Jacques Dempsey, dann erst folgten Ford und Stinnes. Daß augenblicklich Lindbergh für die Amerikaner der größte Mann ist, bedarf keiner Rundfragenfeststellung. Kanalschwimmer, Vorer, blinde Passagiere usw. zählt weiter zu den größten Männern heutzutage.

Reichs-Unfallverhütungs-Woche vom 24. Februar bis 3. März 1929.

Zweck und Ziel der Reichs-Unfallverhütungs-Woche ist die dauernde und freudige Volksarbeit jedes einzelnen im Kampfe gegen die Unfallsgefahren. Es geht um das Wohl aller Volksgenossen, es geht um Leben und Gesundheit jedes Einzelnen!

Der Wahlspruch der Reichsunfallverhütungs-Woche ist:

„Helfst Unfälle verhüten!“

Briefauszüge

Reiningen: Tausendfachen Dank der lb. Mutter Gottes, dem hl. Antonius, dem hl. Judas Thaddäus und der heil. Theresia v. K. I. für Erhörung und Genesung von schwerer Krankheit.

Gaimersheim: Maria, der Hilfe der Christen und der kl. hl. Theresia sei herzlich Dank gesagt für rasche Wendung zum Bessern in besorgniserregender Krankheit.

Weilerswist: Dank dem hlst. Herzen Jesu, der Mutter Gottes, dem heiligen Joseph und der hl. Theresia v. K. I. für Erhörung in einem Anliegen. . . . Mk. zur Taufe eines Heidenkinds. Veröffentlichung war versprochen.

Mahlberg: Dank dem heil. Antonius für glücklichen Verlauf einer schweren Operation. . . . Mark Antoniusbrot.

Gebetsempfehlungen

Eine Förderin bittet um das Gebet für ihren Neffen zum Studium. Veröffentlichung und Almosen ist gelobt.

Eine langjährige Vergißmeinnicht-Leserin bittet um eine neuntägige Andacht zum hlst. Herzen Jesu und zur lieben Gottesmutter, um Zufriedenheit, um Sinnesänderung eines Mannes und um späteres Ehglück. Bei Erhörung wird Almosen versprochen.

Diefflen: Eine langjährige Vergißmeinnicht-Leserin bittet um das Gebet zur lb. Gottesmutter und zur hl. Theresia v. K. I. um passende Stelle.

Bitte um das Gebet zum hlst. Herzen Jesu, zum hl. Joseph und zum heiligen Antonius um Glück in der Familie. Im Falle baldiger Erhörung ist vollständige Veröffentlichung und ein Almosen versprochen.

Ich bitte um Gebet für meinen leichtsinnigen Bruder.

Um Sinnesänderung.

Köln: Frau Dörner in einem besondern Anliegen.

Revelaer: Eine Vergißmeinnichtleserin bittet um das Gebet in besondern Anliegen.

Gemund — Malsbenden: Eine Vergißmeinnichtleserin bittet um das Gebet zum hlst. Herzen Jesu, zu Maria, der Hilfe der Christen, zum hl. Judas Thadd., zum hl. Joseph und zur hl. Theresia v. K. I. um Erhörung in einem schweren Nervenleiden.

Dortmund: Eine Wohltäterin bittet um das Gebet der Mission und der Vergißmeinnichtleser, zu Ehren des heilst. Herzen Jesu, der lb. Mutter Gottes, des hl. Joseph, des hl. Antonius und des hl. Judas Thaddäus um Erhörung in wichtigen Anliegen.

Tauberrettersheim: Um Erhörung in einem besondern Anliegen.

R. Damit unser theologiestudierender Sohn ein würdiger Priester werde und in sonstigen Anliegen.

Altrang: Bitte um das Gebet für meine Frau in schwerem Anliegen.

Fischach: Ein Vergißmeinnichtleser bittet um die besondere Gnade Gottes zur standhaften Überwindung in schweren Versuchungen; sowie um Heilung verschiedener langjähriger Leiden, besonders nervösem Kopfleiden; ferner um Glück in Geldangelegenheiten.

Es starben im Herrn:

Linz: Schwester Rudolfa Rüder.
Eggersdorf: Leopold Weitzer. Passail: Maria Ushauer. Feldbach: Maria Willner. Natternbach: Franz Katzenböck. St. Peter: Leopold Großberger. Rankweil: Kathi Schärle. Perg.: Hochw. Johann Strauchner. Bregenz: Johann Baptist Galehr. Nemetseker: Anna Neiß, Magdalena Neiß, Anna Neiß,

Franz Neiß und Katharina Stoll.
Gelsenkirchen: Anton Blochmacher und Frau Jac. Aachen: Nikolaus Ortmanns. Ueberruhr: Friedrich Bürger und Frau Fendel. Vaderborn: Auguste Honselmann. Osterwid: Bernard Söller. Krefeld: Joseph Christian Plös und Frau Berta Plös. Lank: Peter Clemens (Küster). Eilmdorf: Wilhelm Hubert Klug.

O Herr, verleihe diesen Verstorbenen die ewige Ruhe; und das ewige Licht leuchte ihnen. Laß sie ruhen im Frieden! Amen.

Ein gutes Buch für jedes Haus!

„Briefe an die lieben Erstkommunikanten“, ein Vorbereitungsbüchlein von Dompräbendar Karl Fischer. Preis brosch. 75 Pfennig, geb. in Geschenk-Weinen RM. 1.50. Karlsruhe, Badenia A.-G. für Verlag und Druckerei.

Ein herziges Büchlein, dem wir auch fernerhin die weiteste Verbreitung wünschen, so daß baldigst das Hunderttausend erscheinen möge. Die vorliegenden Briefe bieten den Katecheten einen guten Behelf bei der Erteilung des Kommunionunterrichtes. Auch unsere lieben Kleinen werden aus jedem Briefe herausfühlen, daß in diesen Briefen ein großer Kinderfreund und Kenner des Kinderherzens zu ihnen spricht. Es wird diesem Wert gelingen, das unverdorbene Kinderherz zu jener Vollkommenheit zu führen, die der göttliche Kinderfreund von seinen Lieblingen verlangt.

Für jeden Erstkommunikanten ist es die schönste Gabe.

„Aus Unsers Herrn Heimat, ein Büchlein zum Besinnen und Befen“ von Fidelis Pilger. Verlag Kunstdruckerei Rhentia, Bonn a. Rh. Preis RM. 3.50.

Das Büchlein ist geschrieben in Palästina auf dem Berge Karmel von einem in der Seelsorge erfahrenen deutschen Priester, der einige Jahre dort weilte, und hat die Approbation des S. Patriarchen von Jerusalem. Der Duft der Poesie des Heiligen Landes und seines schönsten Berges weht durch das Buch. Es ist keine Reisebeschreibung, deren es so viele gibt, sondern praktisch-religiös, in seiner Art originell.

„Ich bin bei euch...“ Christus unter uns in seinen Wundern der Gegenwart durch seine übernatürliche Mitwirkung an der Ausbreitung der katholischen Kirche. Von Friedrich Ritter von Lama. 328 Seiten, reich illustriert. Preis broschiert RM. 4.—; feiner Leinwand RM. 6.—

Das Buch wird jedem gläubigen Katholiken, besonders aber jedem Katecheten und mit dem Predigtamte betrauten Priester eine hochwillkommene Gabe sein.

Das Königsfest unseres Herrn Jesus Christus.

60 S. Preis RM. 0.40 Kanisiuswerk, Freiburg.

Vom Sekretariat der Herz-Jesu-Werke erscheint im Kanisiusverlag eine 60 Seiten starke, für die moderne Zeit überaus aktuelle Broschüre, die den Zweck verfolgt, das soziale Reich unseres Herrn Jesus Christus durch eine immer praktischere Kenntnis des wahrhaft christlichen Lebens zu fördern und zu beschleunigen.

„Das Schwarzblatt.“ Von Reimichl, Erzählung. 288 Seiten. Preis RM. 2.50. Verlag Thorosia, Innsbruck, Wien, München.

Das „Schwarzblatt“ erzählt von einem elternlosen Mädchen, auf dessen Lebensweg der unbegründete Verdacht des Diebstahls seine düsteren Schatten wirft. Wie es schließlich doch nach schweren Schicksalsschlägen und bitterer Seelennot sein Glück erringt, ist überaus lebensfrisch und mit feiner feistlicher Einfühlung dargestellt. Prächtige Charaktertypen aus dem Volksleben in ihrer kernhaften Schlichtheit und Gemütsstärke treten uns vor Augen.

Rhapsodien vom Priesterleben

Von Wenzel Kalous C. Ss. R.
288 Seiten; Preis RM. 4.—

Glänzend begutachtet vom Hochw. Klerus. Einige Referenzen: „Dem großen Priester, St. Alfons M. von Ligouri, zum 200. Jahrestag seiner Priesterweihe“ gewidmet, soll dieses Priesterbuch, „im wesentlichen Geistesgut aus der Seelsorgstätigkeit des Dr. Fr. Nowak“ den Zweck erfüllen, die Gottesharfe der Priesterseele gut gestimmt zu erhalten, damit Gottes Lob stets rein aus ihr erklinge. — Der erste Teil ist mehr für Theologen berechnet und behandelt die Frage des Berufes, des Seminarlebens und der Charakterbildung des angehenden Priesters. — Was im zweiten umfangreichen Teiles gesagt wird, sind in Wahrheit „Rhapsodien“, Heldenlieder vom Priesterleben. (Chrysologus 1928 Heft 4)

Die heilige Theresia vom Kinde Jesu

Eine geistige Wiedergeburt

Von D. W. Mut

352 Seiten. Preis geheftet RM. 5.80, geb. RM. 4.80

Das verdienstvolle Buch scheint in hohem Maße geeignet, den eigenartigen Werdegang und das Seelenleben der großen neuzeitlichen Heiligen dem allgemeinen Verständnis und insbesondere dem deutschen Empfinden nahe zu bringen. Die unerläßlichen Erörterungen über die leitenden Grundsätze geistlichen Lebens sind klar, maßvoll, echt katholisch.

Nach dem Jesuiten Bleienstein das Beste, was in der Fülle der Theresienliteratur geschrieben wurde.

St. Josephs-Verlag Reimlingen, Bayern